

Deutsche Zeitung

Wochen-Ausgabe

S. PAULO

Druck und Verlag von Rudolf Troppmann

BRASILIEN

Vertreter für Deutschland: Johannes Neider, Schöneberg-Berlin, Kaiser Friedrich-Strasse N. 7.

Abonnementspreis: Jährlich 12\$000. Ausland 20\$000. — Einzelne Nummern 300 rs. Inserate nach Uebereinkunft

Redaktion und Expedition

Rua Libero Badaró Nr. 64, 64 A - Caixa do Correio Y

Geschäftsstelle in Rio de Janeiro:

Avenida Rio Branco 87, II. Stock. Caixa do Correio 302

Nr. 10

São Paulo, 30. August 1912

IX. Jahrg.

Brasiliens Aussenhandel in den letzten 25 Jahren.

Einer der größten Staatsmänner und Finanziers Brasiliens hat den Grundsatz aufgestellt: „O ideal economico de um paiz não deve ser-importar pouco, mas importar e exportar muito.“ Dies ist der gesunde Grundsatz nicht allein eines richtigen Finanzministers, sondern ebenso eines richtigen Volkswirtschaftlers und Soziologen. Denn Import und Export, Wareneinfuhr und Produktausfuhr bedeuten die beiden Lungenflügel im wirtschaftlichen Leben eines Volkes. Der Produktausfuhr stellt die eigene wirtschaftliche Leistungsfähigkeit, den Reichtum, die Arbeitsleistung und den Fortschritt dar, er zeigt, was das Land und seine Leute zu geben, zu leisten vermögen. Der Wareneinfuhr zeigt andererseits seine Genußfähigkeit, seinen Konsum an materiellen und kulturellen Gütern, in dem der Grad der zivilisatorischen Entwicklung zum Ausdruck kommt. Gewiß entspricht es dem Ideal der Volkswirtschaftler und der Finanziers, daß der Außenhandel eines Landes mit aktivem Saldo abschließt, daß sein Produktausfuhr den Bezug an fremden Waren übersteigt. Aber das unbekränzte Loblied auf das möglichst hohe Saldo singen nur philisterhafte Oekonomen, die das Ideal allein darin erblicken, möglichst viel Pfund Sterlinge jährlich in ihrem Strumpf als verborgenen Schatz vergraben zu können. Auf der anderen Seite aber droht dieser gesunden Nationalpolitik der Schutzzollwucher, der den Patriotismus zugunsten von einzelnen Kasten und Geldbeuteln in Ausbeutung des konsumierenden Volkes umsetzt und dem Finanzminister selber die Henne tötet, die diesem die größten Eier legt. In der Handelsgeschichte Brasiliens haben zu verschiedenen Zeiten verschiedene volks- und finanzwirtschaftliche Systeme dominiert. Heute neigt man wieder vielfach dem Prinzip der chinesischen Zollmauern zu, um in der Treibhaustemperatur der Schutzzölle sogen. nationale Industrien hochzubringen, die aber nur dazu angetan sind, den Lebenshaushalt noch mehr zu verteuern und die Profite dieser Politik einzelnen in die Taschen zu jagen.

Die Beurteilung des brasilianischen Außenhandels in seiner Einwirkung auf das Wirtschaftsleben und die Finanzen ist aus dem Umstande bedeutend erschwert, weil die Landesmünze im Laufe der Jahrzehnte ganz enorme Schwankungen erlitten hat, so

daß sich Geldwert und wirtschaftlicher Wert dieses Warenaustausches in den einzelnen Jahren gar nicht decken. Wohl hat man die Werte aus dem schwankenden Papiergeld in die feste Pfundsterling-Währung umgerechnet, aber die Landesmünze, in der der einheimische Produzent seine Produkte verkaufte und der Konsument seine Waren kaufte, war doch der Papiergeldschein. Es ist nun sehr die Frage, welche Werte man in Anschlag bringen soll, wenn man die Entwicklung des Handels beurteilen will.

Brasilien hat im Laufe des letzten Vierteljahrhunderts 1886 bis 1910 den Wert seines Außenhandels von 496 Millionen auf 1.799 Millionen Milreis gesteigert. Es ist also der Wert des Außenhandels auf mehr als das Dreifache gestiegen. Diesem Verhältnis entsprechen auch die in Goldwährung umgerechneten Werte, wonach die Steigerung von 38,5 auf 120 Millionen Pfund Sterling sich vollzog.

In der Tabelle des Warenimportes bleibt in den Jahren 1886 bis 1890 der Wert innerhalb 216 bis 294 Millionen Milreis. Mit dem Beginn der grossen Gründerzeit aber schnellte der Import plötzlich auf fast das Doppelte, auf 512 Millionen in 1891 hinauf und von da geht es dann im Riesenschwung der Schwindel epoche aufwärts bis zum Maximum von 933 Millionen Milreis in 1898, dies einerseits infolge tatsächlich riesenhaften Warenimports, teils aber infolge der ebenso enormen Entwertung unseres Papiergeldes. So kam es, daß wohl in den Jahren 1891 bis 1896 der Goldwert des Imports über 30 Millionen Pfund Sterling betrug, aber nach 1897 trotz der Steigerung in Papier wieder auf 26 bis 27 Millionen sank. So zeigt sich gerade hierin diese enorme Papiergeldentwertung in zwei Ziffern recht plastisch. Im Jahre 1890 machte der Importwert von 295 Millionen Milreis in Gold 27,5 Millionen Pfund Sterling aus; im Jahre 1898 hatte der Import die höchste Ziffer mit 933 Millionen Milreis erreicht, aber in Gold umgerechnet waren diese 933 Millionen Milreis auch nur 27,5 Millionen Pfund Sterling. Von diesem Jahre 1898 als Kulminationspunkt der Entwertung und der Schwindelkrise ging es auf der Zifferleiter dann ziemlich rasch abwärts, so daß in 1901 der Import nur noch 448 Millionen Milreis oder 21 1/3 Millionen Pfund Sterling betrug. Von jenem Jahre an hob sich aber diese Seite der Handelsbilanz wieder dauernd, in Milreiswährung zwar noch mit den Schwankungen des Papiergeldes, in Goldwährung aber beständig von Jahr

zu Jahr bis auf 714 Millionen Milreis oder 48 Millionen Pfund Sterling in Gold in 1910. An diesen Vierteljahrsabschluß hat sich dann das Jahr 1911 wiederum mit einem kräftigen Aufschwung abgeschlossen, der eine Werterhöhung von 82 Millionen Milreis oder über 5 Millionen Pfund Sterling bedeutet.

Dieses also charakteristische Vierteljahrhundert brasilianischer Wareneinfuhr resumieren wir noch in folgender Zahlenübersicht:

	Contos de Reis	Pfd. Sterl.
1886	246.308	19.115
1890	294.880	27.645
1895	844.581	34.751
1900	644.938	25.150
1901	448.353	21.377
1902	471.114	23.279
1903	486.488	24.207
1904	512.587	25.913
1905	454.994	29.830
1906	499.986	33.204
1907	644.937	40.527
1908	567.271	35.491
1909	592.875	37.139
1910	713.863	47.871
1911	795.563	52.944

Das Ziffernbild dieser 25 jährigen Importbewegung mit ihren außerordentlichen Schwankungen und ihren enormen Differenzen stellt ein eigentliches Schlachtfeld dar. Selbst der gewöhnliche Mann als Konsument kann, wenn er seine Erinnerungen auffrischt, davon viel erzählen, geschweige denn der Kaufmann, für den manche dieser Ziffern Verzweigungskämpfe bedeuten, Momente, ja ganze Jahre des Kampfes mit der Ungewißheit, mit der Ratlosigkeit, mit der Furcht vor dem Ruine. Aber glücklicherweise zeigen denn auch die ansteigenden Ziffern der letzten Jahre die Wiederkehr der Ruhe, der Besserung, der Vermehrung des Umsatzes bei Sicherheit des Gewinnes und liegt in diesen Ziffern nun wiederum die Aeufnung des eigenen Wohlstandes für den Kaufmann im allgemeinen, die bis in die heutige Zeit andauert.

Beachtenswert ist, daß sich in dieser Tabelle die andauernde Besserung gerade mit der Zeit einstellt, in welcher die Herrschaft der Konversion mit dem festgelegten Wert der Landesmünze begann. Ein deutlichster Beweis, wem wir auch vor allem die besseren Zeiten zu verdanken haben.

In dieser Entwicklung liegt nun auch wesentlich die Hebung der Beziehungen Brasiliens zum Auslande. Denn Bekanntschaften und Freundschaften, die sich in bare Münze umsetzen lassen, sind auch unter Völkern die dauerhaftesten. Und ein Land Brasilien, das den großen Industriestaaten nun jährlich für über eine Milliarde Mark Waren abkauft und bar bezahlt, das verdient nun doch schon, daß man sich nach seinem Platz auf dem Weltglobus umschaut.

Wenn wir die andere Seite der Handelsbilanz, die Produktausfuhr, betrachten, so sehen wir dieselbe große Zunahme vom Beginn bis zum Schluß des Vierteljahrhunderts, aber auch dieselben gewaltigen Schwankungen wie beim Import.

Während in den Jahren 1886 bis 1910 der Import im Aufschwung von 246 auf 714 Millionen Milreis sich beinahe verdreifachte, erreichte der Export eine Zunahme von 250 auf 939 Millionen Milreis, was fast einer Vervierfachung gleichkommt.

Der Verlauf der Exportentwicklung zeigt in den einzelnen Epochen eine auffällige Uebereinstimmung mit derjenigen des Warenimports. Auch im Export bewegte sich in den ersten 5 Jahren 1886 bis 1891 der Wert noch zwischen 250 und 326 Mil-

lionen Milreis, dann fing auch hierin der große Aufschwung an, der die Wertziffer innerhalb der nächsten 5 Jahre beinahe verdreifachte (von 326 auf 882 Millionen Milreis). Und alsdann trat auch hier der Kulminationspunkt ein von 1897 bis 1899, wo Brasiliens Ausfuhr infolge der enormen Entwertung seines Papiergeldes folgende Ziffern aufweist:

	Contos
1897	1.010.719
1898	1.011.301
1899	954.467

Allerdings waren die 1.011.301 Contos des Jahres 1898 in Gold nur 30.023.000 Pfund Sterling wert, ein Goldbetrag, der von der Ausfuhr schon in 1890 erreicht worden war, als in Papierwährung der Exportwert nur 326 Millionen Milreis erreicht hatte. Die nachfolgende Periode des Rückschlages dauerte auch in der Ausfuhr genau wie beim Import bis zum Jahre 1905 an, wo mit 685 Millionen Milreis der Tiefstand der Bewegung erreicht wurde, dem alsdann mit geringer Unterbrechung wieder ein Aufschwung folgt, der in 1909 sogar die höchste Wertziffer, 1.016 Millionen Milreis oder 63.724.440 Pfund Sterling aufweist.

Das Jahr 1911 hat sich der Entwicklung des Jahrhundertviertels würdig angereicht. Denn seine Export-Wertziffer von 1.004 Millionen Milreis oder 66.838.892 Pfund Sterling bedeutet gegen 1910 eine Zunahme um 64 Millionen Milreis oder 3.747.345 Pfund Sterling und überholte an Goldwert jedes bisherige Exportjahr.

Im Resumé zeigt das Vierteljahrhundert des Exports folgende Ziffern auf:

	Contos	Taus. Pf. Stlg.
1886	250.218	19.418
1890	326.453	30.605
1895	882.057	36.293
1900	850.338	33.161
1901	860.826	40.621
1902	735.940	36.437
1903	742.632	36.883
1904	776.367	39.430
1905	685.456	44.643
1906	799.670	53.059
1907	860.890	54.176
1908	705.790	44.155
1909	1.016.590	63.724
1910	939.413	63.091
1911	1.003.924	66.838

Welche Einwirkung der seit 1907 eingeführte feste Wert der Landesmünze auf den Handelsverkehr hat, zeigt sich auch hier in der vorteilhaftesten Weise, besonders in der Goldwerttabelle. Denn es ist nur zu wahr, daß gerade diese Papiergeldentwertung vom Exporteur und von den Abnehmern unserer Landesprodukte ausgenützt wurde, die Preise herunterzudrücken, was bei dem Fazendeiro um so eher erreicht wurde, weil er ja seine Arbeiter und seine übrigen Produktionskosten auch in Papierwährung bezahlt. Aber das Land kam dabei deshalb in enormen Nachteil, weil es seine vom Ausland importierten Konsumartikel und der Staat sein Schuldenservice doch in Goldwährung zu bestreiten hatten. So gibt es tatsächlich kein schlimmeres Mittel, um ein Land an den finanziellen und wirtschaftlichen Ruin zu bringen, als die entwertete Landesmünze. Das haben Brasilien, Argentinien und Paraguay bitter erfahren. Und warum haben wir noch nie von einem finanziellen und wirtschaftlichen Ruin Uruguays gehört, trotz seiner endlosen, langedauernden, blutigen Revolutionen? Vor allem weil Uruguay immer eine festbewertete Landesmünze, immer — mit Unterbruch von nur paar

Monaten in 1890 — ein Papiergeld mit Goldwert hatte.

Brasilians Handelsbilanz weist insofern ein gutes Resultat auf, als sie immer mit einem Saldo zugunsten der Produktausfuhr abschließt. Im Vierteljahrhundert von 1886 bis 1910 gibt es ein einziges Jahr, nämlich 1894, das mit einem Defizit abschloß, indem der Import mit 782 Millionen Milreis oder 32.704.000 Pfund Sterling die gleichzeitige Produktausfuhr um 16 Millionen Milreis oder 704.000 Pfund Sterling überholte. Sonst war immer ein Saldo vorhanden, das zwar in 1886 mit nur 4 Millionen Milreis begann, dann aber meistens über 30 Millionen betrug und viermal über 60 Millionen. In den letzten 10 Jahren betrug das Exportsaldo im jährlichen Durchschnitt 274 Millionen Milreis oder fast 14 Millionen Pfund Sterling, in 1906 stieg es auf 300 Millionen und in 1909 sogar auf 423 Millionen Milreis an. Das Jahr 1911 fügte sich mit 208 Millionen oder fast 14 Millionen Pfund Sterling diesem Saldoregime an.

Aber der sorgsame Beobachter wird doch über dieser Handelsentwicklung nicht so recht froh und die Finanzleute in unserer parlamentarischen Budgetkommission haben mit vollem Recht in ihrem neuesten Bericht darüber ihren Bedenken Ausdruck gegeben. Einerseits entspricht nach ihrer Ansicht diese Zunahme der Produktion und des Exportes nicht unserer Bevölkerung von 25 Millionen, und noch weniger dem unendlichen Naturreichtum unseres Landes, in dem drinnen diese Bevölkerung sitzt, leider aber noch zu einem großen Teil ganz indolent, lendenlahm und unwissend und durch den Mangel an Verkehrswegen von der Welt und dem Produktenmarkte abgeschnitten. Während durch hinreichende Kapitalanlage, durch billige Arbeitskräfte und billige Transportmittel die Landesproduktion und die echte nationale Industrie, welche die eigenen Rohstoffe verarbeitet, und die Handelsbilanz noch außerordentlich mehr gehoben werden könnten, werden durch übermäßige Zollbelastung künstliche Industriezweige geschaffen, die vom Ausland die Rohstoffe kaufen und die Waren unserem Konsum enorm verteuern. Aber die größte Schwäche unseres Exportes liegt in dem Umstande, daß er sich nur aus ganz wenigen Produkten zusammensetzt, daß also von der Preislage und von dem Absatz dieser wenigen Artikel unsere Handelsbilanz, ja unsere gesamte Zahlungsbilanz abhängt. Darin liegt denn auch der Grund der enormen Schwankungen der Exportwerte, wie wir sie oben gesehen haben.

Wenn man die Exportstatistik Brasiliens mit denen der europäischen Staaten vergleicht, so springt einem die außerordentliche Kürze unserer Tabelle, ihrer Artikelzahl in die Augen; die der anderen Länder füllen Dutzende von gedruckten Tabellen-seiten, unsere geht auf eine Seite. Darunter finden wir nur die folgenden Artikel mit Wertbeträgen von über eine Million Milreis:

Export	1910 Contos	1911
Rinder- und Pferde-Häute	26.142	27.015
Felle	10.459	9.730
Monazitsand	1.913	1.666
Manganerz	5.720	3.875
Gold	5.923	7.022
Baumwolle	13.455	14.704
Zucker	10.605	6.132
Gummi	376.971	226.395
Kakao	20.679	24.668
Kaffee	385.493	606.528
Baumwollsaamen	1.938	2.712
Wacis	4.308	5.856

Export	1910 Contos	1911
Kleie	5.496	5.498
Bananen	1.666	2.101
Kastanien	4.267	3.984
Tabak	24.390	14.535
Herva Matte	29.016	29.785
Holz	1.223	1.105

Diese Tabelle sagt dem Statistiker, dem Wirtschaftler und dem Kaufmann genug, sie offenbart ihnen die außerordentlich enge Grundlage, auf der heute noch die ganze Wirtschaft des so enorm grossen und so enorm reichen Landes aufgebaut ist und offenbart ihnen auch sofort die Schwächen und die Gefahren, welche ein solches Produktionssystem in sich birgt. Es ist gewiß nicht sehr rühmlich, wenn dieses Land mit seinen 25 Millionen Einwohnern und seinen unerschöpflichen Naturschätzen es in diesen 25 Jahren nur so weit gebracht hat, daß es sich von einem 4mal kleineren Nachbarlande mit nur 5 Millionen Einwohnern an Produktion und Export überflügeln ließ.

Aber noch schlimmer ist, daß die Aktivseite unserer Handelsbilanz, wie obige Tabelle zeigt, eigentlich nur aus zwei Produkten sich zusammensetzt, aus Kaffee und Gummi, die vier Fünftel des ganzen Exportwertes liefern. Und dazu noch Artikel, welche auf dem Weltmarkte ihre Konkurrenten haben und Krisen ausgesetzt sind, deren Ernst sich kein denkender Mensch verschließt. Die Budgetkommission hat mit aller Klarheit und Energie auf diese Gefahren unserer Volkswirtschaft und der ganzen finanziellen und wirtschaftlichen Lage hingewiesen und man kann sich ihrer Warnung nur anschließen. Leider wird sie noch tauben Ohren predigen. Die harten Lehren der Krisejahre sind schon wieder zum größten Teil vergessen und es bedarf wohl neuer grausamer Krisen, bis Wandel geschaffen wird, bis der Brasilianer zur Tat schreitet, um aus seinem Landesreichtum auch andere Güter als Kaffee und Gummi zu heben und bis er dazu kommt, wenigstens sich aus seinem eigenen Boden jene für den Lebensunterhalt absolut nötigen Produkte zu ziehen, wie Getreide, Reis, Wein, Fleisch etc., für die er jetzt alljährlich mit hunderten von Millionen die Passivseite seiner Außenhandelsbilanz belastet.

Wir ersehen also aus dem 25 jährigen Handelsumschlag Brasiliens, daß es wohl trotz aller Schwankungen vorwärts geht, aber man wird sich dabei gestehen, daß dieser Fortschritt nur das notwendige Resultat der Natur und zum wenigsten dasjenige einer wirklich intelligenten Volkswirtschaft ist. Hoffentlich wird das begonnene Vierteljahrhundert Versäumtes nachholen und dann dieses reiche mächtige Land noch zu ganz anderen Resultaten seiner wirtschaftlichen Entwicklung und seines Warenaustausches mit dem Auslande bringen, wenn die Bevölkerung mit ausdauernder Arbeit und mit der intelligenten Verwendung der Hilfsmittel modernen Fortschrittes all die reichen Schätze hebt, die ihr die gütige Natur bietet.

Wochenschau.

Nicht nur in Brasilien, sondern in der ganzen Welt wird viel von der Teuerung der Lebensmittel gesprochen. In Deutschland wird über dieses Thema ganz besonders polemisiert. Die offiziellen Blätter veröffentlichen eine Statistik, um zu beweisen, daß die Einfuhr von Schlachtschweinen und Hammeln in der letzten Zeit sehr zu-



genommen hat. In der Presse war die Behauptung ausgesprochen worden, daß die Zufuhr von Schlachtvieh ungenügend sei und daß deshalb das Fleisch teuer werde. Die Statistik soll nun dazu dienen, zu beweisen, daß der Ausfall in der Einfuhr von Rindern durch die Zunahme der Einfuhr an kleinem Schlachtvieh ausgeglichen werde. Mit Zahlen kann man, je nachdem sie verwertet werden, alles beweisen — d. h. auf dem Papier und so dürfte diesmal den offiziellen Blättern der papierne Beweis, daß in Deutschland genügendes Fleisch vorhanden sei, ebenso geglückt sein wie die früheren derselben Art, aber er wird auf die öffentliche Meinung doch keinen allzugroßen Einfluß ausüben und diese wird nach wie vor die Oeffnung der Grenzen für das ausländische Rind und die Einfuhr des Gefrierfleisches verlangen, bis ihr Wunsch einmal wirklich in Erfüllung geht.

Die deutsche Industrie hat wieder einen im Auslande bemerkten Erfolg erlebt. Bei Kiel fanden die Probefahrten des neuen auf der „Germania“-Werft erbauten italienischen Unterseebootes „Atropos“ statt. Dieses Unterseeboot hat als erstes einen Motor erhalten, den ein Ingenieur der genannten Werft erfunden hat. Die Probefahrten verliefen sehr befriedigend und erreichte das Unterseeboot eine Geschwindigkeit von 14,7 Knoten, in dem Baukontrakt war nur eine Geschwindigkeit von 12 Knoten verlangt. Der italienische Militär-Attaché war mit dem Resultat der Probefahrten sehr zufrieden. Der neue Motor hat sich demnach bestens bewährt und wird wohl auch bei anderen Unterseebooten verwendet werden.

Kaiser Wilhelm hat infolge einer leichten Erkältung den Manövern in der Provinz Sachsen nicht beiwohnen können und hat sich deshalb durch den Kronprinz vertreten lassen müssen. Der Kronprinz hat anlässlich eines ihm gegebenen Banketts eine Botschaft Kaiser Wilhelms verlesen, in der der Monarch sich über die Bedeutung des Militärs für die Erhaltung des Friedens ausläßt und der Entwicklung der Provinz Sachsen große Anerkennung gezollt wird. Das Nichterscheinen Kaiser Wilhelms zu den Manövern hat dem schon seit einigen Tagen zirkulierenden Gerücht, daß seine Unpäßlichkeit doch mehr zu bedeuten habe, als man zugestehen wolle, neue Nahrung gegeben, und man spricht von einer richtigen Erkrankung. Diesem Gerücht widerspricht aber die Bekanntmachung, daß Kaiser Wilhelm, der sich jetzt in Wilhelmshöhe aufhält, bald nach Berlin zurückkehren werde, um der Parade auf dem Tempelhofer Felde beizuwohnen. Nach der Parade wird er die schon vor Wochen angekündigte Reise nach der Schweiz antreten, die geplanten Bergpartien wird er aber jedenfalls nicht mehr machen, denn für solche Exkursionen in die Alpen ist es bereits reichlich zu spät. Der Kaiser wird nur den Manövern der schweizer Truppen beiwohnen und einige Städte des Schweizerlandes besuchen. Die Eidgenossen werden dem Monarchen des befreundeten großen Volkes einen herzlichen Empfang bereiten.

Die Franzosen haben an der so heiß begehrten Nuß noch ganz gehörig zu knaeken. Die Nachrichten aus Marokko lauten beunruhigend. Die zur Verteidigung der Stadt nach Marrakesch gesandten marokkanischen Truppen sind zu dem Prärentendenten übergegangen. Die französische Streitmacht dürfte zu schwach sein, um die Stadt gegen die jetzt bedeutend verstärkten Truppen des Prärentendenten El Hiba zu halten.

Aus Mazagon kommt wieder die Nachricht, daß der französische Oberst Mouglin, dessen Truppen der Sheik Omrani sich mit seinem Stamme hinzu-

gesellt hat, ohne auf Widerstand zu stoßen, nach dem Lagerplatz von Suc-El-Arba gekommen ist. Man spricht davon, daß der Thronprärentendent El-Hiba die Absicht habe, dieses Lager anzugreifen und deshalb erwartet man in Marokko wichtige Ereignisse. Es zirkuliert außerdem das Gerücht, das auch in der Pariser Presse Aufnahme gefunden hat, daß der spanische Konsul in Mogoda den Prärentendenten gegen den von den Franzosen ausgesuchten Sultan Muley-Juseff unterstütze. Inwiefern dieses Gerücht auf Wahrheit beruht, ist schwer festzustellen. Die Franzosen sind ja gewöhnt, wenn es ihnen nicht nach dem Wunsche geht, die Schuld dafür anderen zuzuschreiben und Nachbarnationen der Intrigue zu beschuldigen. Den Anlaß zu der Aussprengung des die Spanier beschuldigenden Gerüchtes können die letzten spanischen Erfolge in Marokko gegeben haben, auf die die Franzosen jedenfalls neidisch sind. Die spanischen Truppen haben unter Oberst Ovilla Arzilla besetzt und sind dabei, diesen Platz zu befestigen. El-Raisuli hat den spanischen Kommandanten aufgesucht und ihm seine Unterwerfung erklärt. Die Besetzung Arzillas hat den Spaniern keinen Kampf gekostet, sodaß man wirklich von einem schönen Erfolg des genannten Obersten sprechen kann.

Die deutsche Regierung wird gegen die zollpolitischen Maßnahmen Frankreichs und Spaniens in Marokko in Paris und Madrid protestieren. Nach der deutschen Auffassung soll Marokko ein einheitliches Zollgebiet bleiben; die Franzosen und Spanier handeln aber danach, als wären die beiden Interessensphären von einander zollpolitisch getrennt. Die deutsche Auffassung wird auch von England geteilt und die britische Regierung wird einen ähnlichen Protest einreichen. Da werden die Franzosen noch mehr schreien, daß man ihre Kreise störe, aber man kann in der Weltpolitik sich nicht danach richten, was den Herren an der Seine gefällt und was nicht.

Zwischen Spanien und Portugal bestand deshalb, weil das erstere Land den portugiesischen Monarchisten Zuflucht gewährte, eine gewisse Spannung und es hieß schon, daß Portugal die diplomatischen Beziehungen zu Spanien abbrechen werde. (Dieses Gerücht tauchte besonders in der französischen Presse auf, die als gut republikanisch selbstverständlich die Haltung Spaniens sehr scharf tadelte. Jetzt hat der spanische Minister des Aeußer, Hr. Garcia Prieto, sich über die Beziehungen Spanien zu Portugal ausgesprochen. Er sagte, daß die französischen Blätter, die Spaniens Parteinahme zu Gunsten der portugiesischen Monarchisten vorwerfen, ihm Unrecht tun. Man klage Spanien an, daß es Paiva Couceiro ermögliche, Waffen zu erhalten, aber man vergesse in Frankreich zu fragen, woher denn die Maschinengewehre stammten, die Paiva Couceiro erhalten sollte, die aber die spanischen Grenztruppen beschlagnahmten. Die Beziehungen Spaniens zu Portugal seien absolut keine gespannten und noch neulich habe der portugiesische Minister des Aeußern anlässlich einer Katastrophe der spanischen Regierung in sehr herzlichen Ausdrücken das Beileid seines Landes ausgesprochen.

Ueber ein trauriges Vorkommnis, das auf die Zustände des Landes ein schlechtes Licht wirft, wird aus Portugal berichtet. In der Aldeia do Bispo in der Nähe der Stadt Guarda, kam es anlässlich einer Beerdigung zu einem großen Konflikt. Der den Trauerzug begleitende Dorfggeistliche Antonio de Souza rief einige der mitgehenden Leute zur Ordnung, die ihm aber widersprachen. Ein Wort gab das andere. Ein Teil der Leidtragenden nahm für den Pfarrer, und ein an-

derer gegen ihn Partei und der Konflikt wurde allgemein. Der Dorfvorsteher erklärte den Pfarrer für verhaftet und das Publikum mischte sich nun erst recht ein, indem einige Männer den Geistlichen schützten, die anderen ihn aber der Polizei auszuliefern versuchten. Bei dem Hin- und Herziehen wurde dem Pfarrer der Chorrock zerrissen und er ging, von den Freunden und Feinden befreit, nach Hause, um einen anderen Chorrock zu holen, denn ohne dieses Kleidungsstück konnte die Einsegnung des Grabes nicht vorgenommen werden. Als er vom Hause zurückkehrte, hatte er eine Browning-Pistole in der Hand, mit der er auf den Dorfvorsteher einen Schuß abgab und ihn tötete. Jetzt fielen die Leute aber über den Geistlichen her, gaben auf ihn Schüsse ab, bewarfen ihn mit Steinen, bis er in eine unförmige Masse verwandelt war. Der Gouverneur der Provinz hat sich selbst nach dem Tatort begeben, um den Fall zu untersuchen.

In den Vereinigten Staaten ist der Wahlkampf im vollen Gange und daß es dabei hitzig zugeht, braucht wohl nicht erst gesagt zu werden. Der Senator Penrose hat den politischen Heiland und Trustzerstörer Theodor Roosevelt sehr scharf aufs Korn genommen. Nach seinen Erklärungen hat ein Herr Archibald, Mitglied der „Standard Oil Company“, im Jahre 1904, als die Wahl Roosevelts betrieben wurde, 125.000 Dollars für Wahlzwecke beigesteuert. Roosevelt habe davon gewußt und gestattet, daß die Summe für die Propaganda verwendet wurde. Nach den Veröffentlichungen Penroses ist Roosevelt interviewt worden und er hat dieses kleine Wahlgeschäftchen in Abrede gestellt. Er könne durch Kopien der zurzeit der gedachten Wahlkampagne von ihm geschriebenen Briefe beweisen, daß er das Angebot Archibalds zurückgewiesen habe. Jetzt hat sich aber auch Archibald zu Worte gemeldet und hat dem Senat sein Zeugnis angeboten und man erwartet, bei dem Blick hinter die Kulissen schöne Dinge zu erspähen. Der Trustvernichter Teddy als Mitesser am vollen Tisch, das ist wirklich eine politische Schönheit wie man sie besser nicht wünschen kann. Nach der neuesten Erklärung des Senators Penrose ist die „Standard Oil Company“ von den Parteifreunden Roosevelts sogar direkt aufgefordert worden, zu Propagandazwecken eine größere Summe beizusteuern. Dabei habe man durchblicken lassen, daß im gegenteiligen Falle, das Wahlkomitee sich an andere Syndikate wenden werde. Daraufhin habe der Petroleumtrust sich beeilt, den verlangten Mammon herzugeben. Roosevelt stellt das alles in Abrede. Penrose habe seine Anklagen ausgedacht und es sei kein wahres Wort dabei, aber man glaubt dem Teddy nicht mehr so ohne weiteres und verlangt Beweise von ihm. Auch die Demokraten sind entschlossen, Roosevelt schärfer aufs Korn zu nehmen als Taft. Der demokratische Kandidat Wilson hat William Bryan beauftragt, Roosevelt auf der Agitationstour überall nachzureisen und seine Reden recht gründlich unter die Lupe zu nehmen. Für die richtige Ausführung dieses Auftrages braucht man sich keine Sorgen zu machen, denn Bryan kann Roosevelt wohl am wenigsten leiden und er ist Teddy als Agitationsredner jedenfalls überlegen und kann ihm sehr viel schaden.

Jetzt kommen doch wieder einmal aus Paraguay Nachrichten, die nichts von einer Revolution oder einem Pronunciamento berichten. Der neue Präsident, Herr Eduard Schaerer, will sofort die Sanierung der Landeshauptstadt in Angriff nehmen lassen. Von dem brasilianischen Advokaten Dr. Vicente de Ouro Preto ist dem Präsidenten betref-

send die Ausführung der Sanierungswerke ein Vorschlag unterbreitet worden, aber es ist, wahrscheinlich, daß Schaerer sich für ein argentinisches Projekt entscheiden wird. Man könnte sich wirklich freuen, wenn für das schwergeprüfte Land unter Eduard Schaerer eine neue Zeit beginnen würde.

Auf dem italienisch-türkischen Kriegsschauplatz sind diese Woche die Dinge wenig vorangekommen. Vom afrikanischen Kampfplatze liegen keine Nachrichten von Bedeutung vor. Bei der Befestigung von Zuara und Derna und deren weiterer Umgebung sind die Italiener nur auf kleinere Abteilungen Feinde gestoßen, wo es kurze Vorpostengefechte gab. Offenbar warten die Italiener für weitere Operationen eine günstigere Zeitepoche und auch den immer bestimmter angekündigten Frieden ab.

Die mit aller Bestimmtheit angekündigte Thronbesteigung Kiamils in Konstantinopel und die eigentliche Inaugurierung seiner jungtürkenfeindlichen und englandfreundlichen Aera ist auf die Zeit nach den Wahlen verschoben. Der mit Montenegro schwebende Grenzkonflikt hat sich nur deshalb nicht zu einem Kriege entwickelt, weil die Großmächte mit aller Entschiedenheit ihr „Nein“ dazwischen warfen. Bulgarien ist seit der Ankunft des österreichischen Ministers Berchtold ruhiger geworden. Dafür hat sich nun Serbien wieder aufgeregt über ein Blutbad in Sienitza, wofür aber die Pforte Genugtuung versprach. Um so lauter haben die Griechen wieder geschrien, die bei dieser Gelegenheit doch gar zu gerne ihr Kreta einsacken möchten. Säße heute die Türkei nicht hinter dem Schutzgitter des Berliner Vertrages, hätten ihr die lieben Balkannachbarn schon lange die letzten Fetzen vom Leibe gerissen.

Die Initiative Berchtolds ist immer noch in der Schwebe, ruht vielleicht vorderhand nur deshalb, weil man das Resultat der direkten Friedensverhandlungen zwischen Italien und der Türkei abwarten will, um dann um so leichter die Scheuerarbeit auf dem Balkan zu besorgen. Aber alle Mächte haben zugestimmt, auch Frankreich, wie sehr auch die pariser Presse dagegen hetzte und den Mächten schlechte Absichten auf Teilung untersob. Es ist also vorderhand noch alles in der Schwebe.

Notizen.

São Paulo.

Automobil-Linie São Paulo-Santos. Die „Empreza Autoviaria Paulista“ will auf hiesigem Platze eine Anleihe von 2000 Contos aufnehmen in Debentures zu 100 Milreis, zu 8 Prozent verzinsbar und in 25 Jahren zu amortisieren. Dieses Geld soll für die erste Strecke der Automobilstraße von São Paulo nach Santos verwendet werden. Für die Straße wurde von den Ingenieuren, abweichend von der alten Vergueiro-Straße, ein neues Trace durch die Serra do Mar genommen, in der Länge von 18 Kilometern, wodurch die Strecke bedeutend abgekürzt wird. Nach Eröffnung dieser Automobilinie soll man per Kraftwagen in weniger als einer Stunde von Santos nach São Paulo fahren.

Ueber einen sehr interessanten Fall hatte das Justiztribunal zu entscheiden. Im Jahre 1878 beantragten die Gläubiger des im Munizip Limeira ansässigen Conego José Victorino beim munitipalen Gericht seine Bankerrotterklärung. Dem Gesuch wurde entsprochen und der geistliche Herr für falit erklärt, wodurch er eine in Santa Rita do Passa

Quatro gelegene Fazenda an die Kläger verlor. Der Conego war damit aber nicht einverstanden und appellierte gegen das erste Urteil, das von der höheren Instanz unter der Begründung, daß das Gericht, das es gefällt, nicht zuständig gewesen sei, umgestoßen wurde. P. José Victorino erhielt seine Fazenda wieder, dachte aber nicht daran, seine Schulden zu bezahlen und so beantragten die Gläubiger im Jahre 1882 wieder eine neue Falenzklärung. Sie bekamen in der ersten Instanz wieder recht, aber das höhere Gericht annullierte wieder das Urteil, dieses Mal aber unter der Begründung, daß der Schuldner ein Geistlicher sei und als solcher sich nicht in Geschäfte einlassen dürfe; wer ihm Geld vorgestreckt, der habe das auf seine eigene Verantwortung und Gefahr getan. Jetzt hätte der Conego wieder in den Besitz seiner Fazenda eingesetzt werden sollen, das geschah aber nicht. Die Gläubiger behielten die Besetzung und verkauften sie. Jetzt haben sich die Erben des längst verstorbenen Conego gemeldet, und haben auf Zurückerstattung des ihrem Erbonkel seinerzeit abgenommenen Landgutes geklagt. Das Justiztribunal hat die Klage anerkannt und sie angenommen. Jetzt kann man darauf gespannt sein, wie die Sache ausgehen wird. Nach den gegenwärtigen Gesetzen wäre die Annullierung der Falenz unter der Begründung, daß ein Geistlicher keine Geschäfte machen könne, nicht mehr möglich, aber damals, als das Urteil gefällt wurde, war dieses der Fall und so erscheint es sehr wahrscheinlich, daß die Erben des Conego den Prozeß gewinnen.

Ein blutiger Kaffeeterminhandel. Vor 4 Tagen hatte João Antunes dos Santos aus der Rua General Camara 66 in Santos den Geschäftsvermittler Gastão Taveira beauftragt, für ihn eine Partie Kaffee auf Ziel für 38 Contos zu verkaufen. Das Geschäft wurde mit João Madeira und Benedicto da Silva Carmo abgeschlossen. Als aber der Kaffeepreis wieder etwas angestiegen war, hatte Antunes keine Lust mehr, den Verkauf auszufertigen. Am 22. nachmittags besuchten nun Taveira, Madeira und Silva den Verkäufer in seinem Hause und verlangten die Unterzeichnung des Kontraktes in der vereinbarten Form. Statt zu dem Federkiel griff aber Antunes zum Messer und versetzte Taveira und Madeira tiefe Messerstiche. Die Verletzten wurden nach dem Spital gebracht. Der Missetäter wurde von der Polizei aufgefordert sich zu stellen. Da dies nicht geschah, wurde vor Antunes Haus ein Posten gestellt. Jedenfalls wird das fatale Termingeschäft nicht ganz rentabel ablaufen.

Die Telegraphen-Einnahmen in der Republik erreichten im Monat Juni 743:123\$ gegen 657:198\$. Den höchsten Posten mit 165:427\$... (146:691\$ in 1911) weist der Bundesdistrikt auf, dann kommt an dritter Stelle São Paulo mit 74:343\$ (73:570\$), an zweiter Stelle Rio Grande do Sul mit 110:284\$ (103:770\$) und Ceará an vierter Stelle mit 57:143\$ (30:387\$).

Das Schwurgericht hatte vorgestern fünf Urteile zu fällen und sie lauteten alle auf Freispruch. Die Angeklagten erschienen alle schneeweiß und man mußte sich wundern, daß die Polizei dazu gekommen war, diese Prachtexemplare der Tugend zu belästigen und wie der Richter es über sich gebracht habe, solche herrliche Menschenkinder in den Anklagezustand zu versetzen und sie vor die Assisen zu bringen. Wenn jemand erfahren will, wie herzensgut diese Leute sind, die mit einem Dolch oder Rasiermesser herumlaufen, der muß einer Schwurgerichtsverhandlung beiwohnen und er wird erfahren, daß es eine Ungerechtigkeit ist, die Messerhelden oder die Freunde fremden Eigentums Verbrecher zu nennen. „Es gibt keine Bestrafung der

Verbrecher; es gibt nur Ursachen des Verbrechens abzustellen,“ sagte der Anarchist Ravachol in seiner Selbstverteidigung vor dem Schwurgericht in Paris. Unsere Advokaten bleiben hinter diesen Manne zurück und leugnen die Existenz der Verbrecher, ohne die Abstellung der Ursachen des Verbrechens zu empfehlen, denn für sie ist die Existenz eines Gegners schon eine hinlängliche Erklärung der Tat ihres Klienten und das Vorhandensein eines Wertgegenstandes die Entschuldigung des Diebstahls. Sie gehen somit über die Theorie Ravachols, der für sein eigenes Leben kämpfte, hinaus und die Geschworenen stimmen ihnen doch immer wieder zu.

Hitze und Kaffee. Verschiedene Stimmen aus dem Innern des Staates stellen fest, daß die Hitze der letzten Tage die Kaffeoblüte ganz empfindlich geschädigt habe. Wenigstens so behaupten sie.

Eine neue „Idalina“. Die kleine Waise Idalina de Oliveira kann noch immer nicht vergessen werden und wir haben den Eindruck, daß über kurz oder lang, so oder so der Krach wieder losgehen und die Frage: „onde está Idalina?“ wieder aktuell werden wird. Vor einigen Wochen hörten wir, daß das vielgesuchte Mädchen in Portugal gesehen worden und zur Feststellung ihrer Identität ein Vertrauensmann des Asyls „Christovam Colombo“ nach dem genannten Lande abgereist sei. Wenige Tage später hörte man wieder, daß Idalina sich in Buenos Aires aufhalte und daß es ihr leidlich gut gehe. Wie es sich mit der portugiesischen Idalina verhält, ist noch nicht festgestellt worden, die argentinische ist aber nicht die richtige, obwohl sie wirklich Idalina heißt, ein Waisenkind ist und aus São Paulo stammt. Ein Italiener, der sich früher hier aufhielt, hat, da er selbst keine Kinder besaß, aus dem Asyl der ausgesetzten Kinder ein dreijähriges Mädchen adoptiert und diesen Sachverhalt kann er durch dokumentarische Belege beweisen, ganz abgesehen davon, daß sein Pflegekind um ca. 5 Jahre jünger ist als die verschwundene Waise. Im Interesse des Friedens wäre den Beteiligten angeregt, das fortwährende Entdecken neuer Idalinas, von welchen die eine falscher ist als die andere, endgültig einzustellen. Das alles führt doch zu keinem guten Resultat und rührt die alte Geschichte, die doch ein für allemal ruhen sollte, wieder von neuem auf. — Die Idalina von Buenos Aires ist schon zu der Ehre gekommen, in Paulistaner Blättern abgebildet zu werden und schon an der Photographie kann festgestellt werden, daß die Gefundene mit der Verschwundenen keine Aehnlichkeit hat.

Der Streik in Santos verläuft nicht nach dem Wunsche der „Docas-Gesellschaft“ und ihrer Agenten im „Jornal do Commercio“. Denn einerseits sind nach dem gestellten Termin nur 200 Arbeiter zu verschiedenen Beschäftigungen eingetroffen und andererseits geben die Streiker der bewaffneten Staats- und Docas-Gewalt gar keine Gelegenheit zum Eingreifen. Bis jetzt ist tatsächlich kein Konflikt von Bedeutung vorgekommen. So handelte die Polizei nach dem Grundsatz: „Bei Mangel an Brot ißt man Torte.“ Weil sie keine Ruhestörer auftreiben konnte, faßte sie ruhige Leute ab, zuerst die bekannten sieben Mann als die angeblichen Anstifter des Streikes, dann drei Mann, die bei den Docas wandelten und sich abfällig über die polizeilichen Maßnahmen ausgesprochen haben. Dann glaubten die Häscher einen großen Fang im Arbeitervereinshause zu machen, rückten mit ausreichender bewaffneter Mannschaft dahin auf, vergewaltigten die Türen des geschlossenen Lokales, mußten aber mit unverrichteter Sache und mit leerem Wagen abfahren, während sie doch glaubten, den

ganzen Wagen voll Bomben, Höllenmaschinen, Nihilistenliteratur und ähnliche im Dienste der Ordnung und der Docas wohl verwertbare Sachen zu finden. In welcher Verlegenheit auf diese Weise mit dem friedlichen Streik die Polizei geraten ist, zeigte sich noch gestern, da sie zu keiner anderen Heldentat Gelegenheit hatte, so nahm sie einem Neger ein Paket Flugblätter weg, in welchen die Streiker ihre Kollegen zur Solidarität auffordern. Es ist tatsächlich bezeichnend, wie weit in der Republik Brasilien und in dem Kulturstaat São Paulo die sogenannte Freiheit heruntergekommen ist, daß man selbst Publikationen der Arbeiter verbietet und gewaltsam verhindert, in denen doch nur der als Recht anerkannte Streik verteidigt wird. Was wir vor 20 Jahren von diesen Herrschaften befürchteten, haben wir jetzt vor uns. Schon als zur Zeit der provisorischen Regierung aus dem Justizministerium das provisorische Strafgesetzbuch in Kraft gesetzt wurde, enthielt es in Bezug auf den Streik die allerreaktionärsten Bestimmungen. Damals machten wir gegen diese Gewaltherrschaft Front und protestierten vor dem Justizminister gegen diese Auswüchse und erreichten, daß die schlimmsten Bestimmungen gestrichen wurden. Aber heute sind sie ja doch in voller Ausführung zum Schutze einer Docas-Gesellschaft, die Macht und Recht nur für sich in Anspruch nimmt. Mit Befriedigung können wir heute konstatieren, daß die Arbeiter im Laufe der Jahre soviel gelernt haben, daß sie wissen, Gewalttaten sind nur zum Vorteil derer, die wirklich die Gewalt in Händen haben und die ruhige Aktion des Arbeiters ist die wirksamste Verteidigung seiner Rechte. Es ist wirklich keine leichte Sache, ungebildete Elemente zu solcher Ueberzeugung und angesichts des provozierenden Vorgehens der Gewalthaber zu solcher stoischen Ruhe zu bringen. Aber wir stehen doch vor der Tatsache und deshalb wundern wir uns nicht, wenn uns Santos-Blätter melden können, daß der Ausstand mit jedem Tage bei der Bevölkerung an Sympathie gewinnt. Dieser Ueberzeugung scheinen auch die Arbeitgeber selber zu sein. Denn sie hoffen nicht mehr, Arbeiter an Ort und Stelle gewinnen zu können, deshalb suchen sie solche von auswärts heranzuziehen. Einige 300 soll der Docas-Agent in Rio angeworben haben; nun ja, soviel Capangas sind dort leicht aufzutreiben, was für Arbeit sie aber dann leisten, das mögen die Docas-Herren erst abwarten. Auch haben die Exporteure und Kommissionäre in der Associação Commercial gestern wieder eine zahlreiche Versammlung gehabt und haben beschlossen, durch Kommissäre für jedes Haus die absolut nötige Zahl von Kaffeeinsackern zu beschaffen; man will solche von São Paulo und Campinas heranziehen, nach Bedarf Löhne bezahlen und für die Reise 150 Milreis vergüten. Auch Einsacker werden sich zu diesen Bedingungen finden, werden das schöne Reisegeld von 150 Milreis mit Kußhand annehmen, was sie dann aber dafür leisten, wird man sehen. Allerdings wollen Docas-Gesellschaft und Einsackerfirmen für die herangezogenen Leute sorgen, sie in großen Gesamtlogis unterbringen und vor der Gewalttat wie vor der Verlockung der Streiker schützen. Aber wie lange diese Maßnahmen vorhalten. In der Unmöglichkeit, in der Stadt Versammlungen abzuhalten, trafen gestern wieder 3000 Streiker in einem Vorort zusammen und beschlossen, an ihren Forderungen, 7 Milreis oder Streik, festzuhalten. Alle werden ermahnt, den Tag hindurch zu Hause zu bleiben, um sich nicht zu Ruhestörungen reizen zu lassen. Daß es bei solchen Ausständen Ansammlungen gibt, ist unvermeidlich. Aber wo die Polizei ein Dutzend zu-

sammenfindet, rennt sie gleich dazwischen. Mit Not konnten einige Dampfer ihre Löschung erledigen, damit sie weiter kamen. Bis heute vermissen wir sowohl aus dem Schoße der Kämpfenden als auch vonseiten der Behörden jegliche vermittelnde Aktion, jede Anregung zur schiedsgerichtlichen Erledigung. Das beweist wiederum eine bedauernde Rückständigkeit in der Zeit, wo man sich eines mächtigen Fortschrittes rühmt. Aber ein wahrer Fortschritt zeigt sich nicht allein in der größeren Zahl Kaffeesäcken oder neuer Hausdächer!

Glücklicher Lloyd. Der Lloyd Brasileiro ist in der glücklichen Lage, ein Monopol für alle Regierungsaufträge auf Beförderung von Personen und Frachten zu haben. Der Verkehrsminister hat das erst dieser Tage wieder den nachgeordneten Behörden eingeschärft. Da es bekanntlich andere Gesellschaften gibt, bei denen die Passagiere besser aufgehoben sind und die Fracht schneller befördert wird, so hatten sich einige Behörden gefunden, die jenen Gesellschaften den Vorzug vor dem Jammerlloyd gaben. Damit ist es jetzt vorbei. Der Lloyd bekommt Regierungssubvention und steckt außerdem beim Schatzamt tief in der Tinte. Da muß die Regierung sehen, daß sie durch das Beförderungsmonopol wenigstens einigermaßen auf ihre Rechnung kommt. Daß der schlechte Dienst des Lloyd sie dabei wieder schädigt, indem ihre Beamten und Frachten nicht zur rechten Zeit an den Bestimmungsort gelangen, das kommt dabei nicht in Betracht. Wenn nur nach außen hin, in der Bilanz, die Sache einigermaßen anständig aussieht!

Postpaketschmerzen. Wir waren in diesen Tagen wieder gezwungen, die Packetabteilung des Zollamtes aufzusuchen. Das ist so eine Art von Dante'schem Höllengang, denn wer dort eintritt, muß alle Hoffnung fahren lassen, bald abgefertigt zu werden. In dichten Reihen drängen sich die Packetempfänger an den Barriären, hinter denen eine geringe Anzahl von Beamten in umständlicher Langsamkeit ihres Amtes waltet. Der Avis, daß ein Paket angekommen ist, wird erst eine Woche nach Einlaufen des betreffenden Dampfers erteilt. Dann muß man tagelang laufen, bis man erreicht, daß das Paket zu dem Conferenten kommt. Ist es glücklich soweit, dann muß man sich mit neuer Geduld wappnen, denn im ganzen hat das Zollamt nur drei Conferenten für die Postpaketabteilung zur Verfügung gestellt, was angesichts des ungeheuren Verkehrs in dieser Abteilung direkt lächerlich ist. Immerhin ist gegen früher schon ein Fortschritt zu verzeichnen, denn man kann im allgemeinen damit rechnen, daß man in 14 Tagen bis 3 Wochen in Besitz seines Paketes ist, wenn auch nach endlosen Laufereien und Scherereien. Die Pakete aus früherer Zeit freilich sind noch immer nicht abgefertigt. In endlosen Reihen füllen sie die Regale der geräumigen Hallen bis zur Decke hinauf. Wann und wie in dieses Chaos Ordnung kommen soll, das wissen die Götter. Wir fürchten, daß unter der gegenwärtigen Regierung die Angelegenheit nicht ins Reine gebracht werden wird. Die unglücklichen Adressaten müssen sich also noch zwei Jahre gedulden.

Das Rio Claro-Wasser soll nach São Paulo geführt werden. Dieser Rio Claro ist ein Nebenfluß des Tieté bei Mogy das Cruzes. Nach dem Vertrag, den der Ackerbausekretär mit der Firma Sampaio, Correa u. Comp. abschloß, muß diese Firma die bezüglichen Studien, die sie auf eigene Rechnung ausführt, in zwei Monaten vollenden. Auch nachher hat die Regierung keine Verpflichtung, dieses Projekt anzunehmen, wenn ihr dieses aus technischen oder finanziellen Gründen nicht konvenierend erscheint.

Zum 7. September. Im ganzen sind es 10.500 Schulkinder, welche die Bonds nach Ipiranga schaffen sollen; darin sind die Schüler der ersten und zweiten Klasse noch nicht gerechnet, von denen auch die Mehrzahl mitfahren will.

Einwanderung. Vom 1. Januar bis zum 24. August sind hier dieses Jahr 61.319 Einwanderer angekommen; bis zum 27. ds. sind noch 955 angemeldet.

Baumwollsamem können Interessenten von der Secção de Sementes da Secretaria de Agricultura de São Paulo beziehen. Am 22. ds. hat das genannte Amt wieder 22 solcher aus den Vereinigten Staaten angelangten Sendungen verteilt.

Für die Staatsabgeordneten-Wahl zur Besetzung des Postens, der durch die Demission von Dr. Julio Mesquita vakant wurde, hat der Vorstand der Republikanischen Partei als Kandidaten den paulistaner Advokaten Dr. Washington Luis Ferreira de Souza aufgestellt. Die Wahl findet am 15. September statt.

Uruguay feiert heute den 87. Geburtstag seiner Unabhängigkeit. Auch für Brasilien ist das ein denkwürdiges Datum, bedeutet es doch das Ende langwieriger Kämpfe, bei denen Brasilien in so starkem Maße in Mitleidenschaft gezogen wurde. Heute noch gibt es Argentinier, welche das Ereignis von damals sehr bedauern und den Verlust von der „Banda Oriental“ als einen Raub an ihrem Vaterland betrachten. Andererseits könnte der Brasilianer das Ereignis bedauern, weil damit der wichtige Plan gescheitert ist, daß Brasilien sich die Kontrolle über die für seine Interessen so wichtige La Plata-Mündung sicherte. Noch lange haben auf beiden Seiten diese Nachwehen angedauert, indem von beiden Seiten die Revolutionen in den Bufferstaat Uruguay hineingetragen wurden. Hoffentlich hat das kleine schöne Land nun auch diese Epoche überstanden und entbietet wir seinem hiesigen Vertreter als Gratulation den Wunsch auf dauernden Frieden und Fortschritt.

Großes Schladenfeuer, Sonntag, den 25., nachmittag brannte die Fabrik der „Companhia Industrias Textis“ in der Rua Brigadeiro Galvão, Vorstadt Barra Funda, nieder. In der Fabrik wurde am Sonntag gearbeitet, um verschiedene dringende Bestellungen auszuführen, und dabei entstand, anscheinend ohne jedes Verschulden des Personals, bei einer Maschine, die Baumwollgarne auflöst, das Feuer. Die betreffende Maschine macht 1.450 Umdrehungen in der Minute, und wenn in den Garnen sich irgendwelche härtere Fremdkörper befinden, dann gibt es Funken und das muß auch diesmal geschehen sein. Die Baumwolle brannte auf einmal und das Feuer griff so schnell um sich, daß das Personal trotz aller Anstrengungen über das gierige Element nicht Herr werden konnte. Die Feuerwehr wurde schnell herbeigerufen, aber sie konnte erst nach einer halben Stunde die Rettungsarbeiten aufnehmen, denn die Leitung führte kein Wasser und die Feuerwehrleute mußten sich darauf beschränken, aus der brennenden Fabrik die Waren zu tragen. Als das Wasser sich einstellte, war es bereits zu spät, das Gebäude zu retten. Die Fabrik war mit 300:000.000 versichert, der Schaden dürfte aber größer sein. Die Fabrik gehörte bis vor kurzem der Firma H. Galteau & Co. Sie wurde erst vor wenigen Monaten von der neugegründeten „Companhia Industrias Textis“ übernommen.

Streik in Santos. Man muß aufrichtig bedauern, daß der paulistaner Bundessenator Dr. Alfredo Ellis gegenwärtig in Europa weilt. Dieser Parlamentarier hat wie kein anderer die Docas-Gesell-

schaft in sein Herz geschlossen und er würde jedenfalls seinen ganzen Einfluß aufbieten, um diesem Polypen, der die Arbeiterschaft von Santos ganz zu erdrücken droht, die Fangarme abzuhacken. Der Streik hat eine Wendung genommen, die Brasilien keineswegs zu Ruhme gereicht, denn es stellt sich immer mehr heraus, daß hier nicht Gesetz und Verfassung respektiert werden, sondern die Wünsche der Herren Guinle und Gaffrée, die der Regierung Vorschriften machen und die, gefolgt von der gewissenlosen Presse vom Schlage des Makulaturungeheuers „Jornal do Commercio“, in die goldene Zeit der Knute zurücksteuern. Es ist schwer zu glauben, aber wahr ist's. Der Minister des Innern hat die von ihm verlangte Ausweisung der drei Streikführer bewilligt, ohne sich darum zu kümmern, daß der Ausweisungsbefehl sich gegen ein Gesetz verstößt, das seine eigene Unterschrift trägt. Das Fremdengesetz Nr. 1641 vom 7. Januar 1907, das unter der Mitwirkung des Herrn Dr. Rivadavia Corrêa zustande gekommen ist, bestimmt in seinem dritten Artikel, daß ein Ausländer, der zwei Jahre ununterbrochen in Brasilien gewohnt hat, nicht ausgewiesen werden kann und die drei Streikführer, die derselbe Herr Dr. Rivadavia als Minister des Innern ausweisen läßt, sind eine viel längere Zeit in Santos ansässig. Nach demselben Gesetz kann ein Fremder ferner nur dann ausgewiesen werden, wenn er Vagabund ist oder von einem verbotenen Berufe lebt. Von der Ausweisung können also wohl Agitatoren betroffen werden, die keinen anderen Beruf haben, und auch Kaften, aber keine Arbeiter, mögen diese nun agitieren oder nicht, und die Streikführer sind alle drei Arbeiter, sodaß auf sie die Bezeichnung nicht Anwendung finden kann. Ferner sind nach der Bundesverfassung Art. 69 § 5 Ausländer, die mit einer Brasilianerin verheiratet sind oder Kinder haben, die die brasilianische Staatsangehörigkeit besitzen, ipso facto als Brasilianer zu betrachten. Da nun nach dem § 1 desselben Artikels jeder in Brasilien Geborene die brasilianische Staatsangehörigkeit besitzt, so braucht ein Mann nur der Vater eines in Brasilien geborenen Kindes zu sein, um als Brasilianer gelten zu können, und für einen Brasilianer gibt es keine Ausweisung. Zwei von dem Ausweisungsbefehl betroffene Arbeiter, Viétyas und Gonçalves, haben Kinder, die in Santos geboren und in den dortigen Zivilregistern eingetragen sind und infolgedessen ist ihre Ausweisung eine eklatante Verletzung der Konstitution vom 24. Februar 1891 und des Fremdengesetzes vom 7. Januar 1907, aber die Sache wird noch schlimmer, wenn man berücksichtigt, daß die Polizei auf Grund des Art. 329 § 3 des Strafgesetzbuches (Sachbeschädigung unter Anwendung von Gewalt) gegen die Streikführer die Präventivhaft verlangte und der Kriminalrichter sie auch wirklich dekretierte. Von dem Augenblick an, an dem die Präventivhaft verhängt wurde, standen die drei Männer nur dem Richter zur Verfügung und die Exutive hatte kein Recht mehr, sich um sie zu kümmern. Dekretierte der Minister des Innern trotzdem die Ausweisung, so handelte er gegen seine Befugnisse und mischte sich in Dinge, die ihn nichts mehr angingen. Daß Dr. Rivadavia sich um die Verfassung nicht kümmerte, das kann uns weiter nicht wunder nehmen, denn der Herr ist bekanntlich Positivist und die Positivisten erkennen außer den Aeußerungen Auguste Comtes keine anderen Gesetze an, daß aber die paulistaner Staatsregierung der Docas-Gesellschaft so bereitwillig beisprang, muß unsere Verwunderung erwecken, denn die Regierung dürfte für den großen Beherrscher von Santos keine Sympathien übrig haben, denn er hat

sie nicht verdient. — Die santenser Polizei soll eine ganze Liste aufgesetzt haben und sie suche eifrig nach den Trägern der betreffenden Namen, um auch sie ausweisen zu können, und soll die Ungerechtigkeit noch mehrere Personen treffen, die nichts anderes begangen haben, als die Unvorsichtigkeit, die Docas-Gesellschaft an ein vor fünf Jahren gemachtes Versprechen zu erinnern. Sie haben geglaubt, daß eine Riesenfirma Versprechungen macht, um sie zu halten und für diesen Irrglauben sollen sie nun durch die Ausweisung aus dem gastlichen Lande Brasilien bestraft werden. Diese Maßnahme wird von jetzt ab als Lehre dienen, daß den Versprechungen der Herren Guinle und Gaffrée kein Glauben beizumessen ist und die Arbeiter werden von jetzt ab wissen, mit welchen Leuten sie es zu tun haben.

Am Montag sind schon viele Arbeiter zu ihren Aufgaben zurückgekehrt und die Zahl der Beschäftigten wurde auf 1500 Mann geschätzt. Das Laden und Löschen konnte schon vor sich gehen, wenn auch nicht im vollen Umfange. Zu Ruhestörungen ist es auch Montag nicht gekommen, obwohl ein Streikbruch vorlag. Diese vernünftige Haltung der Streiker sollte allgemein anerkannt werden, aber anstatt dessen nennt die Docas-freundliche Presse die Ausharrenden „perverse Individuen“. Es ist also Perversität, einen größeren Lohn zu verlangen, wenn dieselbe Presse aber eine „Secção Livre“ hält, in der gegen Bezahlung die Mitbürger beschimpfende Ergüsse abgedruckt werden, dann ist das nach der Ansicht dieser Leute ein ehrlicher Verdienst und keine Perversität. — Auch die Einsacker zeigen schon eine gewisse Ermüdung und dürften dieselben allmählig zu ihrer Arbeit zurückkehren, ohne in ihren Wünschen befriedigt worden zu sein. — Für die von dem Ausweisungsbefehl betroffenen drei Streikführern hat der Rechtsstudent Demetrio Justo Scabra beim Obersten Bundesgericht telegraphisch Habcas Corpus nachgesucht, aber leider hat sich der junge Herr vorher nicht erkundigt, wie man ein solches Gesuch telegraphiert und es ist so ausgefallen, daß das Tribunal es wegen Formwidrigkeit gar nicht zur Kenntnis nehmen kann. Die Streiker sind nicht nur verfolgt, sondern auch schlecht verteidigt und so kann ihre Sache jetzt schon als verloren gelten, obwohl Gesetz und Verfassung ihre Ausweisung nicht gestatten.

Assistencia Judiciaria. Einige Studenten der hiesigen Rechtsfakultät haben sich zu einer Organisation zusammengeschlossen, deren Zweck darin besteht, arme Angeklagte, die sich keinen Advokaten leisten können, vor dem Gericht zu verteidigen. Ein Mitglied der Assistencia Judiciaria wird den Prozeß von Anfang bis zu Ende begleiten und auch das Plaidoyer vor den Geschworenen übernehmen. Für die jungen Herren wird das eine gute Uebung sein und mancher von den Leuten, die nur deshalb verknackt werden, weil sie sich nicht verteidigen können, wird die Assistencia eine Sicherheit bieten, daß sie nicht ganz verlassen dastehen. Wie die Dinge aber hier laufen, wäre es nicht ganz unangebracht, wenn die Assistencia bei anderen Fällen wieder die Privatklage unentgeltlich übernehmen würde, denn mancher Verbrecher kommt hier nur deshalb frei, weil der mit Arbeit überlastete Staatsanwalt den Prozeß nicht genügend studieren und der Geschädigte keinen Privatkläger bezahlen kann.

Aus der Polizeichronik. Ein gemütlicher Skat oder Jaß gehört entschieden zur Verschönerung des Philisterdaseins. Aber wenn das Spiel in Zank und Kampf mit Messern und Revolvern ausartet, so hört eben die Gemütlichkeit auf und weil

das oft geschieht, so sollte das Spielen um Geld in Wirtschäften unbedingt verboten werden. In der Rua Tamandaré 22 spielten vorgestern der Barbier Nacanto und der Bauarbeiter Guido: dabei kam es zu Wortwechsel, worauf der 23jährige Guido seinen Revolver zog und dem Gegner durch den Arm schoß, er wollte darauf fliehen, drückte nochmals los und traf diesmal den Richtigen, nämlich sich selber in die Hand. So hat der Revolverheld wenigstens auch schon eine Strafe.

— Eine Türkenschlacht wurde vorgestern in S. Paulo geschlagen und zwar bei der Station S. Caetano. Der 46jährige Kaufmann José Francisco vertrat sich nicht gut mit seinem 35jährigen Vetter Luiz Zetul. Als sie sich abends trafen und Zetul von Alkohol benebelt war, fing er an auf seinen Verwandten zu schimpfen, was dieser mit einigen Ohrfeigen zurückzahlte. Aber Zetul zog in landesüblicher Weise sein Messer und versetzte dem Gegner einen tiefen Stich in den Leib. Beide hat die Polizei in Behandlung genommen.

— Die Arbeitsunfälle sind hier zahllos. In Ipiranga wurde der 17jährige Rabollo von einer Maschine erfaßt und ihm der eine Finger zerdrückt, dem Maurer Patrocínio fiel in der Consolação-Kirche ein Balken auf den Kopf. In der Rua 21 de Abril 188 fiel der Angestellte Bellegarde von einer Leiter. Mit verschiedenen Handverletzungen kamen noch drei Arbeiter auf die Assistencia Policial.

— Gestern versuchten zwei Personen in kräftigsten Alter ihrer Existenz ein vorzeitiges Ende zu machen. Die Italia Landolfi, mit 21 Jahren, in der Rua Pires da Motta 38 nahm eine Dosis Creosot und der 27jährige Straßenkehrer Pedro Oliveira in Ponte Grande gab sich im Alkoholdusel einige Messerstiche in die Brust. Aber beide werden mit dem Leben davonkommen.

— Früh übt sich, wer ein Halunke werden will. Der 14jährige João Lourenço, Angestellter einer Schenke in der Rua Mauá 195, schlich sich gestern in das Zimmer seines Patrons und holte, während dieser fest schlief, 600 Milreis aus dessen Kleidern. Dann schob der Knirps los, um das schöne Geld praktisch anzuwenden. Das fiel ihm auch wirklich nicht schwer, denn als ihn die Polizei faßte, hatte er nur noch 160 Milreis.

— Bei Ponte Pequena kamen die Fuhrleute Basonelli und Miguel de tal in Streit, zuerst bearbeiteten sie sich mit der richtigen Fuhrmannssprache, was ja nicht weh tat. Dann aber zog Miguel de tal sein Mordinstrument und schoß dem Gegner zwei Kugeln in den Leib. Dieser liegt im Spital, jener wird gesucht.

Der Bananen-Trust. Aus einem aktuellen Beispiel ersieht man, welche wichtige und zeitgemäße Vorlage Herr Mercado vorgestern in der Staatsabgeordnetenversammlung vorlegte, als er durch eine Subventionsvergebung auf dem Konkurrenzwege der Früchtausfuhr über Santos Erleichterung verschaffen wollte. Soeben haben sich die Bananenpflanzer der Cubatão-Region zu einer Cooperativgesellschaft zusammengesetzt, um der Ausbeute des in Santos gebildeten Bananen-Exporteur-Trustes zu begegnen. Die Exporteure haben nämlich in letzter Zeit alle Schiffsräume der Küstenschiffe belegt. Den von Santos nach Montevideo und Buenos Aires gehenden Dampfern wird erklärt, entweder nehmen sie nur die Bananen des Trustes oder sie erhalten nichts. Wenn nun die Cubatão-Leute mit ihren Bananenbündeln ankommen, so ist es ihnen ganz unmöglich, dafür Schiffsräume zu bekommen. Nun treten diese Trustmarder an die Pflanzer heran und bieten ihnen für das Dutzend Bananenbündel 1 Mil 500 Reis, während sie in Buenos Aires dafür 18

Milreis bekommen. Dieses Geschäft ist allerdings sehr rentabel, zumal der Bananenkonsum der Millionenstadt Buenos Aires gewaltig angestiegen ist. In den letzten Jahren ist für den Anbau der Niederungen von Santos sehr viel getan worden, der Boden ist enorm ergiebig und das Klima tropisch, für Bananen und Ananas sehr geeignet. In der letzten Zeit sind Pflanzungen im großen Stile angelegt worden, deren Eigentümer nun aber bereits das Opfer einer schändlichen Ausbeute werden sollen. Ihre Vereinigung hat nun in einem ausführlichen Schriftstück an den Ackerbauminister die Sachlage dargelegt und den Staatsminister ersucht, dahin zu wirken, daß die Dampfer der Küstenschiffahrt angehalten werden, den Pflanzern für ihre Sendungen Schiffsräume abzugeben und damit in dem Hafen für die Transporte Erleichterungen für die schnelle Verladung geboten werden. Hoffentlich wird der Ackerbauminister diesen Wünschen Rechnung tragen. Es wäre entschieden anzuraten, daß die Pflanzler sich auch an die paulistaner Regierung und den Kongreß wenden, damit das schändliche Wuchertreiben des Exporteurtrustes bekannt wird und daß diesem ein Ende gemacht wird. Wenn auch unsere Herren Volksvertreter in solchen Sachen noch so indolent sind, wie sie sich in der vorgestrigen Sitzung gezeigt haben, so werden sie sich schließlich dem Drucke der öffentlichen Meinung doch nicht entziehen können. Auch würden die Pflanzler gut tun, direkt mit den Interessenten in Buenos Aires in Verbindung zu treten, wo ihre Produkte so großen und so lohnenden Absatz haben.

Das Aschermann-Konzert hat gestern Abend eine ziemlich zahlreiche Schar Kunstliebhaber nach der Germania geführt, so daß der Mittelraum des schönen geräumigen Saales so ziemlich vollbesetzt war. Auch aus der hiesigen Gesellschaft und der italienischen Kolonie waren Vertreter anwesend. Sehr zahlreich war das schöne Geschlecht erschienen, während das sogenannte starke Geschlecht unserer Germanen-Kolonie wesentlich geringer an Zahl erschien. Es hat fast den Anschein, als fänden die Männer ob der wilden Jagd nach dem Gelde für die höhere Kultur nicht mehr die nötige Zeit und betrachteten deshalb, wie die große Aufgabe der Erziehung der jungen Generation, so auch die Kunst mehr nur als Sache der Frauen, ohne dabei zu bedenken, daß sie damit sich großer Kulturinteressen und hoher Güter für die Ausgestaltung und den wahren Genuß des Lebens begeben. Wer gestern Abend der Einladung zu diesem Kunstgenusse folgte, der hat jedenfalls die Ueberzeugung mit nach Hause genommen, daß Kunst im richtigen Genusse des Lebens nicht fehlen darf und daß der, dem sie entgeht, ein großes Gut verliert. Dem Veranstalter des Kunstabends, Herrn Aschermann, kann man gratulieren zu der geschickten Auswahl sowohl der Mitwirkenden, wie zu der Zusammensetzung des Programms, das angenehme Abwechslung bot und sich in der Quantität innerhalb dem richtigen Maße hielt. So kam es denn auch, daß die Zuhörerschaft den zweieinhalb Stunden dauernden Darbietungen bis zum letzten Stück mit gespannter Aufmerksamkeit folgte.

Der Löwenanteil des Abends fiel natürlich unserem Violinvirtuosen Herrn Carlos Aschermann zu, der zu seinen Vorträgen sich in Herrn A. Cantú einen vorzüglichen Begleiter auf dem Flügel besorgt und dadurch den Eindruck seines eigenen Spiels bedeutend gekräftigt hat. Der Künstler eröffnete den Abend mit dem Konzert von Max Bruch, ließ im ersten Teil noch die Legende von Wieniawski folgen, begann den zweiten Teil mit der Sonate von A. Cantú und schloß die Aufführung mit der

Paraphrase über Walters Preislied aus „Die Meistersinger“ von Wagner und Hubays Hejre Kati. Schon früher hatten wir Gelegenheit, in Herrn Aschermann den Künstler von großer Technik, von einer nur durch langjähriges sorgfältigstes Studium zu erreichenden Fertigkeit und tadellosen Sauberkeit des Spieles kennen zu lernen und diese großen Vorzüge des Künstlers sind am gestrigen Abend in vollem Maße zum Ausdruck gekommen. Der Künstler ist von peinlichster Gewissenhaftigkeit, er raubt dem Zuhörer nicht die geringste Note. Dabei verfügt er über ein vorzügliches Instrument, das in allen Saiten kräftig klingt, in den unteren Lagen zwar etwas dumpf, aber in den mittleren und oberen ganz prächtig und markant; jedenfalls haben sich Künstler und Instrument zu den Vorzügen der Deutlichkeit, Kraft und Bestimmtheit des Tones zusammen eingearbeitet. Allerdings ist weiches Gefühl und Sentimentalität nicht Sache unsres Künstlers, doch kann er auch warm und begeistert werden, wie dies schon im Adagio von Bruch und besonders in den beiden Schlußnummern von Wagner und Hubay geschehen ist, wo der Künstler mehr als sonst auch seine feinfühlende Seele durch die Saiten erklingen ließ und damit das Packendste seiner gestrigen Leistungen bot. Nachdem wir schon in Bruchs Allegro und Adagio die Fertigkeit und Korrektheit des Vortrages bewunderten, sprach uns in Wieniawskis Legende die meisterhaft ausgeführte Doppelgriffpartie ganz besonders an. Die Sonate von A. Cantú ist das Werk eines Pianisten, der sich denn auch in der umfangreichen Komposition den Löwenanteil reservierte und die Violine als führendes Instrument nur ganz vorübergehend in Andantino und Finale zur Geltung kommen läßt. Dafür konnte sich unser Violinvirtuose, wie bereits bemerkt, in den beiden Schlußnummern Wagner und Hubay ganz aussprechen und mit der Vollkraft seiner hervorragenden Kunst dem Auditorium begeisterten Beifall entlocken.

Als zweite künstlerische Kraft trat Frau Erna Meyn als Sängerin auf, im ersten Teil mit der Arie von Micaëla aus Bizet's Carmen, im zweiten Teil mit Mascagni's „Dein Stern“ und „An eine Aeolsharfe“ und „Der Schmied“ von Brahms. Die Bizet's Arie schmetterte die Sängerin mit einer Kraft in den Saal hinein, daß man unwillkürlich nach oben schaute, weil man das Gefühl hatte, der Raum sei zu klein, um eine Stimme zu bergen, die in unserem Municipaltheater vor 2000 Zuhörern wohl ausreichte. Vielleicht war es diese überraschende Kraft, welche uns in dem Genusse des ersten Vortrages etwas störte. Aber im zweiten Teil kam die Gelegenheit, den Genuß dieser künstlerischen Leistungen uns ganz zu sichern, zwar noch nicht so sehr in dem „Stern“ des Meisters der „Cavalleria Rusticana“, bei dem uns die armselige Begleitung störte, aber in unso volleren Maße in Brahms Aeolsharfe, dieser prächtigen Komposition, in welche die Sängerin ihre ganze Kunst hineinzulegen vermochte, wo sie die außerordentliche Kraft ihres Organs mit der tiefen seelischen Empfindung und der zarten Modulation der Stimme und reichen Abwechslung des Vortrages milderte und damit wirklich eine tief packende Wirkung erzielte. Frau E. Meyn hat ihre kraftvolle Stimme einer sehr tüchtigen Schulung unterstellt, so daß diese in allen Lagen sicher und voll ausklingt und jede Tonfärbung gestattet; Bühnengrößen von Ruf könnten auf diese Stimme und diese Kunst neidisch sein. Hoffen wir, daß die Gelegenheit, diese lebhaft applaudierte Sängerin zu hören, unserer deutschen Kolonie bald wiederkehre.

Als dritte Mitwirkende trat schon im ersten Teil

Frl. R. Matarazzo als Harfenspielerin auf. Die Pattuglia Spagnuola von Tedeschi und Hasselmanns Orientale spielte die junge Künstlerin auf ihrem prächtigen Instrument mit großer Fertigkeit, die das Auditorium mit reichem Beifall lohnte. Im zweiten Teil trat eine noch jüngere Künstlerin aus der italienischen Kolonie, Frl. Alice Sacchi, am Piano auf, mit Sgambati's Berceuse Reverie, Cantú's Carrillon und Paderewski's Menuet. In der letzteren Komposition, die in Vortrage des großen Meisters selber eine unvergeßliche Originalität bietet, konnte dieses Mädchen allerdings ja nur einen Abglanz geben, aber auch da offenbarte es schon nicht allein sehr tüchtige Schulung, sondern Anfänge tiefergehenden Kunstverständnisses, so daß von diesem Talent entschieden sehr Gutes zu erwarten ist.

So hatte das Auditorium gestern in angenehmer Abwechslung die verschiedenartigsten Kunstgenüsse erhalten; wenn auch Leistungen verschiedener Vollkommenheit, so doch alle in ihrer Art anerkanntes Wert und interessant. Wohlbefriedigt kehrten die Besucher nach Hause und werden Herrn Aschermann die Anerkennung nicht versagen, daß er es versteht, mit gutem Geschmack einen genußreichen Kunstabend zu bieten, an denen in unserer Kolonie wirklich kein Ueberfluß herrscht.

Munizipien.

Santos. Die Polizei von Santos war von der in Rio avisirt, daß mit dem Dampfer „Avon“ ein Argentinier reise, welcher Kuppelrei betreibe und der in Santos nicht an Land gelassen werden soll. Sobald der „Avon“ in Santos am 20. ds. anlegte, stellte man als Wachtposten den Polizisten Cesar auf. Wirklich wollte nachher der verdächtige Passagier an Land, wurde aber vom Polizisten daran verhindert. Dabei kam es zu so heftigem Konflikt, daß der Mann dem Polizisten Ohrfeigen versetzte. Dieser zog den Revolver, aber die Waffe fiel auf die Erde und wurde von einem der Umstehenden aufgehoben. Es gelang diesen Leuten, zu intervenieren und die Gemüter zu besänftigen. Auf Meldung hin kamen dann der Polizeichef und der Hafenkommendant an Bord, aber der verdächtige Reisende war nicht mehr zu finden. Aber die Polizei griff nun nach seinem Gepäck und hat an die Polizei von Buenos Aires das Gesuch geschickt, den Mann, wenn er dort hin komme, festzunehmen. Es dürfte aber sehr die Frage sein, ob die Polizei von Buenos Aires ihrer Kollegin den Wunsch erfüllen kann, denn die paar Ohrfeigen, die der Polizist erhielt, machen doch keinen Auslieferungsfall aus.

— Beim Ueberladen von Bananen von einem Boot in einen Dampfer fiel der Angestellte von Domingos Moreira Marques, Benedicto Preto, ins Wasser und ertrank, da er nicht schwimmen konnte.

— In der Stadtkammer von Santos reichte Vicente Peres Domingos ein Projekt ein, nach dem die Geschäfte nur 12 Stunden arbeiten dürfen. Den Angestellten muß alle Wochen ein freier Tag gewährt werden. Am Sonn- und Feiertag können die Geschäfte nur bis Mittag offen halten.

Jundiahy. Rosa Fladt, Direktorin des Collegio Florence, erwarb für 30 Contos die Häuser 178 und 180 der Rua Barão do Jundiahy, wo ihr Colleg installiert ist.

Campinas. In Villa Industrial kam das 8-jährige Mädchen des Mogyana-Beamten Caetano Tomas, als die Eltern abwesend waren, zu nahe an den Herd; es entzündeten sich die Kleider, so daß man später das Kind schrecklich verbrannt fand.

Cotia. Bei der Station Cotia zündete der Deutsche Luiz Dufner letzthin seinen Kampf an, wie es

in dieser Jahreszeit vielfach Mode ist. Aber das Feuer griff auf den Obstbaugarten seines Landmannes Robert Baer über. Dieser will nun Entschädigung verlangen und hat sich an die Polizei gewendet.

In Araraquara gab der Richter Haftbefehl gegen José Criolari wegen Ermordung des Pedro Francisco Ormellas.

Limeira. Als Munizipalräte wurden letzten Sonntag gewählt: Theodoro Hult und Humberto Ambruste beide mit 280 Stimmen.

— Den Francisco Ortiz verurteilte das Schwurgericht zu 3½ Jahren Gefängnis wegen Mord.

Guaratinguetá. Die Escola Normal zählt 120 Schüler, mehr Mädchen als Knaben.

Bundeshauptstadt.

Brasilien-Argentinien. Ein Redakteur der „Nacion“ von Buenos Aires, der kürzlich in Rio weilte, offenbar Herr E. Facio Hebéquer, hatte eine Unterredung mit unserem Minister des Aeußern, die das argentinische Blatt gestern veröffentlichte. Herr Lauro Müller nahm Bezug auf die Bemühungen der Herren Saenz Peña, Julio Roca und Campos Salles um die Annäherung zwischen Brasilien und Argentinien. Er wies auf den Enthusiasmus hin, mit dem Herr Julio Roca in Rio empfangen wurde, als Beweis wie aufrichtig das brasilianische Volk die Annäherung wünsche. Die Völker vereinigten sich durch wahre Freundschaft, die besser als alle Verträge sei, wie Joaquim Nabuco gesagt habe. Es sei ungerechtfertigt, sich mit Wettrüstungen zu Wasser und zu Lande zu beschäftigen. Mit weitem Blick und mit gegenseitigem Vertrauen müßten die Regierungen die Beziehungen der beiden Länder behandeln. Wenn Brasilien noch Schiffe baue, so handle es sich nur um solche, die längst bestellt seien. Es erstrebe nicht die Suprematie und denke nicht an Angriffskriege. Brasiliens internationale Schwierigkeiten, aus Grenzfragen herrührend, seien beigelegt, und das Land beschäftige sich einzig und allein damit, seine Verteidigung gegen feindliche Angriffe sicherzustellen. Es fürchte nichts von den südamerikanischen Schwesternationen, aber es müsse damit rechnen, daß die Weltpolitik einmal unangenehme Ueberraschungen bereiten könne, und dagegen müsse es gerüstet sein. Die „Nacion“ knüpft an die Veröffentlichung dieser Unterhaltung sehr anerkennende Aeußerungen über unseren Minister des Aeußern und seine Politik.

Von der Nationalgarde. Als der Kriegsminister des Präsidenten Affonso Penna, Marschall Hermes da Fonseca, sein Gesetz über die Reorganisation unseres Heeres ausarbeitete und durch den Präsidenten dem Kongreß vorlesen ließ, da betonte er ganz besonders, daß mit dieser Reorganisation die lächerlichen Ernennungen für die lächerliche Nationalgarde aufhören würden. Das Reorganisationsgesetz ist noch in Kraft, und sein Urheber ist inzwischen Bundespräsident geworden. Aber wie die ganze Reorganisation auf dem Papiere stehen geblieben ist, so auch das Versprechen bezüglich der Nationalgarde. Der Marschall Hermes da Fonseca ist im Gegenteil als Bundespräsident eifrig bemüht, unsere famose Theatergarde zu vernehren. Da die republikanische Verfassung so unklug war, Orden und Titel abzuschaffen, und die Eitelkeit der politischen Freunde doch irgendwie befriedigt werden muß, so bleibt nichts übrig, als Offizierspatente der Nationalgarde zu verteilen. Wie der Soldat-Präsident sich mit der Theatergarde abzufinden wußte, das mag man aus folgenden Zahlen entnehmen: Von Januar bis Juli

dieses Jahres hat er mit 32 Dekreten 33 neue „Brigaden“ der Nationalgarde geschaffen, 22 von der Infanterie, 9 von der Kavallerie und 2 von der Artillerie. Davon entfallen nicht weniger als 11 auf Minas Geraes, je 4 auf Maranhão, Pará und Goyaz, je 3 auf Paraná und Bahia, 2 auf Amazonas und je 1 auf Pernambuco und Piauí. Für diese neuen „Brigaden“ mußten im ganzen etwa 2000 „Offiziere“ ernannt werden. Die gleiche Zahl wurde in denselben Monaten für bereits bestehende „Brigaden“ ernannt. Der Marschall hat also in einem halben Jahre an die Freunde seiner Freunde nicht weniger als 4000 Offizierspatente ausgeteilt. Mannschaften, die von diesen „Offizieren“ kommandiert werden könnten, gibt es natürlich nicht. Die Herren müssen, wenn sie sich einmal der Vorrechte ihrer Patente erfreuen wollen, sich gefälligst selber kommandieren. Diese Zahlen sind auch ein Beitrag zu der Art von „militärischem“ Geiste, der an den maßgebenden Stellen herrscht, und zu der Operettenhaftigkeit unserer sogenannten Republik überhaupt.

Paulistaner Häfen. Bei der Beratung des Budgets des Verkehrsministeriums stellte der Deputierte Bueno de Andrade den Antrag, die Bundesregierung solle Studien über den Ausbau der Häfen von Cananea und São Sebastião im Staate São Paulo vornehmen lassen. São Paulo liefere fast die Hälfte der Bundeseinnahmen und dürfe daher auch besondere Berücksichtigung beanspruchen. Der zentrale Teil des Staates, das Tietégebiet, habe eine große Entwicklung erreicht und besitze in Santos einen vorzüglichen Hafen. Der Osten, das Gebiet des Rio Grande, und der Süden, das Gebiet des Paranapanema und des Ribeira, seien aber zurückgeblieben, weil sie ebenfalls auf das entfernte Santos angewiesen seien. Ihre natürlichen Häfen seien São Sebastião und Cananea. Wolle man, daß auch diese Teile des Staates fortschreiten, wie es ihre natürlichen Bedingungen erlauben, so müsse man schleunigst diese beiden Häfen instandsetzen.

Fleisch und Milch. Der Generaldirektor des Sanitätswesens, Dr. Carlos Seidl, hat beim Minister des Innern beantragt, der Präfekt des Bundesdistrikts möge veranlaßt werden, gewisse Gesetze über die Untersuchung von Fleisch und Milch zur Ausführung zu bringen. Der Generaldirektor hat sich damit zum Sprachrohr von Klagen gemacht, die seit langem von allen Seiten erhoben werden, und hat durch sein Amtsschreiben die Berechtigung dieser Klagen offiziell anerkannt. Das bedeutet einen Tadel für den Direktor des städtischen Hygieneamts, Dr. Paulino Werneck, dem es obliegt, über die Ausführung jener Gesetze zu wachen. Herr Werneck hat den Tadel auch verstanden. Er fühlt sich aber unsehuldig und hat deshalb an den Präfekten einen Bericht gesandt, wonach die Beaufsichtigung des Verkehrs mit Fleisch und Milch im Bundesbezirk mustergültig sein soll. Es heißt da: „Während des vergangenen Jahres wurden 6.947 Milchproben untersucht und 1616 Stallvisiten vorgenommen. Strafen wurden im Betrage von 71:040\$000 verhängt. In den ersten sieben Monaten des laufenden Jahres wurden 3.351 Proben untersucht, und die Strafen beliefen sich auf 42:750\$000. Was die Milcheinfuhr aus anderen Staaten, besonders aus Minas, anbelangt, so sind bereits die nötigen Maßnahmen getroffen, um auch diese Milch zu untersuchen. Das Melken, die Füllung und der Transport sollen gewissen Vorschriften unterworfen werden. . . Was das Vieh in dem Schlachthof von Santa Cruz und das zum Verkauf gebrachte Fleisch anbelangt, so ist folgendes zu bemerken. Jedes zum Schlach-

ten bestimmte Tier wird vorher von den Tierärzten untersucht und darf nur geschlachtet werden, wenn es gesund befunden wird. Nach dem Schlachten werden Fleisch und Eingeweide von einer Kommission mikroskopisch untersucht, die Gewebe und Organe von einer anderen. Alsdann wird das Fleisch nach dem Depot von S. Diogo transportiert, wo eine vierte Kommission sich davon überzeugt, ob das Fleisch in gutem Zustande anlangt. In den ersten 7 Monaten des laufenden Jahres wurden in Santa Cruz 121.844 Rinder geschlachtet, von denen 1.689 für den menschlichen Genuß untauglich befunden wurden.“ Im großen und ganzen beruft sich Herr Werneck nur auf das, was in den Vorschriften steht. Daß die brauchbar sind, wissen wir alle. Aber auf die Ausführung kommt es an, und da hapert es. Bei der Milch zeigt der relative Rückgang der vorgenommenen Untersuchungen, daß man zum Schlen-drian neigt, während die relative Zunahme der verhängten Strafen beweist, wie dringend notwendig eine scharfe Kontrolle ist. Und was die tierärztlichen Kommissionen anbelangt, so ist die Zugänglichkeit unserer ganzen Beamtenschaft für „klingende“ Beweisgründe zu bekannt, als daß man ohne weiteres berechtigt wäre, die Tierärzte als Ausnahme von der Regel zu betrachten. Der Generaldirektor des Sanitätswesens ist kein leichtsinniger Schwätzer, sondern ein ernster Mann, der nicht antlich ausspricht, wozu er nicht seine guten Gründe hat.

Deutsch-Brasilianischer Handelsverband. Unter diesem Namen ist in Deutschland, mit dem Sitz in Berlin, ein Verein gegründet worden, dessen Zweck die Förderung der gegenseitigen, insbesondere der Handels- und wirtschaftlichen Beziehungen zwischen Deutschland und Brasilien ist. Zur Erreichung dieses Zweckes will der Verband sich besonders folgender Mittel bedienen: 1. Verfolgung der gegenseitigen Handels- und Wirtschaftsinteressen und deren Vertretung bei den zuständigen Behörden beider Länder; Austausch und Bekanntgabe an die Mitglieder aller den Handel, die Industrie und Finanz interessierenden Nachrichten; Untersuchung, Anregung und Unterstützung von Maßnahmen, die zur Wahrung der gegenseitigen Handels- und Wirtschaftsinteressen nützlich erscheinen. 2. Schaffung einer ständigen Ausstellung von Erzeugnissen Brasiliens in Deutschland, sowie einer Sammlung von Büchern, Karten, Statistiken, Katalogen. 3. Information der deutschen Mitglieder über Ausschreibungen und Lieferungen, Errichtung neuer Fabriken, neue Absatzmöglichkeiten, Zoll-, Steuer-, und Abgabengesetze, Hafen-, Schifffahrts- und Bahnverhältnisse und Tarife, Markeneintragungen, Gesetze, Verordnungen; Raterteilung bei Anlagen u. s. w. durch Mitteilungen, die in der Regel nur Mitgliedern zugänglich sind. 4. Information der brasilianischen Mitglieder über deutsche Zoll-, Steuer- und Abgabenverhältnisse Brasiliens. 6. Mitwirkung bei der Schlichtung von Streitfragen und Differenzen im Handelsverkehr beider Länder. 7. Schaffung und Bereitstellung von Räumlichkeiten, die den Mitgliedern einen Versammlungsort, den in Berlin anwesenden Brasilianern ein Heim und Gelegenheit zur Zusammenkunft mit Geschäftsfreunden bieten. Die Mitgliederbeiträge betragen für Einzelmitglieder mindestens 30 Mark, für Firmen, Korporationen u. s. w. mindestens 120 Mark. Der Hauptvorstand besteht aus den Herren G. Masehke, Berlin, früher Direktor der Brahmabrauerei, Generalleutnant z. D. von Alten, Berlin, Generalkonsul J. Carl Heins, Berlin, und G. Georgius, Hamburg. Dem Ausschuß gehören die Herren Geheimer Regierungsrat Platz, Dr. Lietke (Siemens-Schuckertwerke), Generaldi-

rektor Christoph und A. Thun, sämtlich in Berlin an. Die Geschäftsstelle befindet sich in Berlin N. W. Unter den Linden 56.

Nachdem dem Verband gleich bei seiner Gründung die hervorragendsten am Brasilgeschäft beteiligten Firmen und sonstigen Brasilinteressenten Deutschlands beigetreten waren, suchte der Vorstand die Ortsgruppen-Bildung in Brasilien in die Wege zu leiten. Auf sein Ersuchen berief in Rio de Janeiro Herr Direktor Künning eine Versammlung nach der Gesellschaft Germania ein, die zahlreich besucht war. Sämtliche Erschienenen traten dem Verbands bei. In den Ortsvorstand wurden folgende Herren gewählt: Konsul Fritz, Vorsitzender; Werner, stellv. Vorsitzender und Kassierer; Dr. Brandenburger, Schriftführer. Der Ausschuss besteht aus den Herren Arp, Bellingrodt, Buchheister (vom Hause Herm. Stoltz & Co.), Hipp (von den Siemens-Schuckertwerken), Kroeger (vom Hause Theodor Wille & Co.), Schrader (vom Hause Haupt & Co.) und Waehnelde. Herr Künning hatte gebeten, ihn, da er zum Außenhandel in keinerlei Beziehung stehe, nicht zur Wahl zu stellen. Anmeldungen zur Mitgliedschaft nehmen sämtliche Mitglieder des Vorstandes und Ausschusses gern entgegen.

Die Postpaket-Affäre. Es ist zwar schon vor Jahr und Tag geschehen, aber trotzdem werden unsere Leser sich noch erinnern, welche skandalösen Durchsteehereien in der Abteilung für Auslandspakete betrieben wurden. Als die Geschichte zum Himmel stank, griffen die beteiligten Minister ein und veranlaßten eine behördliche und eine gerichtliche Untersuchung gegen die verdächtigen Post- und Zollbeamten und Despachanten. Die Untersuchung hat recht lange gedauert, und man mußte glauben, sie werde im Sande verlaufen, wie das bei uns so der Fall zu sein pflegt. Das ist jedoch nicht geschehen, sondern der Untersuchungsrichter hat am Montag zwei Dutzend Beamte und Despachanten unter Anklage gestellt. Der Finanzminister hat auch schon die Konsequenzen gezogen, indem er gestern eine Reihe von Finanzbeamten ernannte, die im Zollamt an Stelle der Angeklagten zu arbeiten haben. Diese wurden vorläufig vom Dienste suspendiert.

Deutsche Gefahr a. D. Früher haben die Engländer immer mit dem Mähehen von der deutschen Gefahr operiert, um die Südamerikaner gegen die unquemen deutschen Konkurrenten aufzuputsehen. Ihr Vorgehen war ebenso töricht, wie es leider erfolgreich war. Die Engländer verkannten nämlich, daß ihr gefährlichster Konkurrent auf dem südamerikanischen Markte gar nicht die Deutschen sind, die ihre wirtschaftlichen Ziele mit wirtschaftlichen Mitteln verfolgen, sondern die Yankees, die auf politischem Wege Südamerika zu ihrem ausschließlichen Absatzgebiet machen wollen. Inzwischen hat man in England anders denken gelernt und sogar die „Times“, die die Rufer im Streit gegen die Deutschen waren, wenden sich nunmehr gegen die nordamerikanische Gefahr. In seinem neuesten Südamerika-Beiblatt wendet sich die maßgebende englische Zeitung gegen den Antrag des Senators Lodge, die Monroe-Doktrin dahin zu erweitern, daß Nordamerika fremden Gesellschaften, die in irgend einer Verbindung mit ihrer Regierung stehen, das Recht zum Landwerb in der Neuen Welt abspreehe. Das Weltblatt meint, Südamerika werde sich eine solche Art von Monroe-Doktrin nicht gefallen lassen, denn andernfalls erkenne es ja die Souveränität der Vereinigten Staaten an. Der Antrag, dessen Annahme durch den Washingtoner Kongreß sicher sei, verletzte die Südamerikaner an der empfindlichsten Stelle, in ihrem Selbstgefühl und

ihrem Unabhängigkeitsbewußtsein, und könne nur dazu dienen, sie noch mißtrauischer und feindseliger gegen die Vereinigten Staaten zu machen, als sie ohnehin schon sind. Das ist gewiß richtig. Aber wenn die Engländer in ihrem Deutschenhaß nicht so hirnverbrannt gewesen wären, dann hätte die Yankee-Anmaßung gegen uns Südamerikaner nicht so ins Kraut schießen können.

Nach berühmtem Muster. Man erinnert sich noch des Skandals, den Herr Nilo Peçanha vor zwei Jahren heraufbeschwor, als er wider den klaren Wortlaut der Verfassung den aus Portugal geflüchteten Jesuiten die Landung in Brasilien verweigern wollte. (Wobei anzumerken und anzuerkennen ist, daß er sich dem Spruch des Obersten Bundesgerichts fügte, während der jetzige Bundespräsident auch dort auf Gerichtsentscheidungen pfeift, wo die richterliche Gewalt zweifellos und nach seinem eigenen Zugeständnis kompetent ist.) Jetzt hat sich auch in Argentinien eine solche Komödie abgespielt. Der spanische Dampfer „Satustregui“ brachte eine Anzahl portugiesischer Jesuiten nach Buenos Aires, die sich an den jüngsten Restaurationsversuchen beteiligt hatten. Die Mehrheit des Ministerrates wollte ihnen die Landung verweigern. Bis zu einer Anrufung der Gerichte ist es jedoch nicht gekommen, denn der Präsident der Republik, Herr Saenz Pena, und der Minister des Innern, Herr Indalecio Gomez, erklärten sich gegen das Landungsverbot, da die Regierung kein Recht habe, dem katholischen Klerus den Eintritt ins Land zu verweigern, während er den Geistlichen anderer Bekenntnisse freistehe. Das ist ein vernünftiger und der einzig richtige Standpunkt. Man mag über die Jesuiten denken, wie man will, aber solange keine Ausnahmegesetze gegen sie bestehen, dürfen sie auch nicht nach Ausnahmerecht behandelt werden. Auch will es uns scheinen, daß diejenigen, die vor den Jesuiten so große Angst haben, daß sie nach dem Polizeibüffel rufen, von der Güte ihrer eigenen Sache nicht sehr überzeugt seien. Denn wer seiner Sache sicher ist, der sucht geistige Kämpfe nicht mit materiellen Gewaltmitteln auszufechten.

Ebenfalls nach berühmtem Muster handelt der Präfekt Purús im Acregebiet. Er hat nämlich dem Bundesrichter in Manaus erklärt, daß er Sylvio Neves da Lima auf Befehl des Bundespräsidenten verhaftet habe und daß er infolgedessen das „Habeas Corpus“, das der Richter dem Verhafteten gewährte, nicht respektieren werde. Es mag sein, daß der Präfekt von Purús mit seiner Weigerung verhindert, daß sich ein Verbrecher dem Arm der Gerechtigkeit entzieht. Aber selbst wenn das der Fall sein sollte, so verdient sein Verhalten die schärfste Mißbilligung und Bestrafung. Wohin sollen wir denn kommen, wenn die richterlichen Entscheidungen von den Verwaltungsbehörden nicht mehr geachtet werden? Das ist das vollständige Chaos, ist das Gegenteil von Freiheit. Freilich, der Bundespräsident geht den nachgeordneten Behörden ja mit leuchtendem Beispiel voran. Man vergleiche nur seine Haltung im Falle des Stadtrates von Rio de Janeiro!

Der heilige Belisario klatscht. Unser trefflicher Polizeichef ist nicht nur überaus fromm, sondern auch ein Intrigant, wie er schon mehrfach bewiesen hat. Die Vereinigung dieser beiden Eigenschaften ergibt das Charakterbild, das man herkömmlicher Weise als „jesuitisch“ zu bezeichnen pflegt. (Mit welchem Rechte, das zu erörtern ist hier nicht der Platz.) Gestern ist eine neue Tatsache bekannt geworden, die die Hinterlistigkeit des Herrn Belisario Tavora beleuchtet. Am 24. d. M.

sollte eine gewisse Maria da Conceição Castro einer polizeiärztlichen Untersuchung unterworfen werden. Der diensthabende Polizeiarzt war nicht zur Stelle. Das wurde dem Polizeichef gemeldet, der, anstatt dem betreffenden Arzte einen amtlichen Ruffel zu geben, das „Verbrechen“ dem Minister des Innern anzeigte. Wahrscheinlich geht jener Arzt nicht fleißig genug zur Kirche, vielleicht ist er sogar Positivist — jedenfalls steht er bei dem sonst so nachsichtigen, sträflich nachsichtigen Polizeichef nicht in Gunst. Nun war Herr Belisario Tavora unvorsichtig genug, dem Direktor des polizeiärztlichen Kabinetts in einer Geheimverfügung Mitteilung von seiner Klatscherei zu machen, und da bei unseren Amtsstellen gerade die geheimsten Dinge am schnellsten an die große Glocke kommen, so hatten die Reporter die neueste Heldentat des von ihnen so innig geliebten Polizeichefs bald heraus. Er bekommt nun in der Presse allerhand Schmeicheleien zu hören, von denen die harmloseste die Behauptung ist, der Minister habe ihn gefragt, welche Beschwerden er denn über seine erbärmliche Polizei zu erheben habe, wenn er sogar wegen der kleinen Versäumnis eines Arztes vorstellig werde. In der Tat ist der polizeiärztliche Dienst viel, viel besser in Ordnung als diejenigen Abteilungen, die Herrn Belisario direkt unterstehen. Nur sehr selten wird eine Klage gegen die Polizeiarzte laut. Vielleicht erschien das dem Chef, der täglich so viele berechtigten Kritiken über sich ergehen lassen muß, so unerträglich, daß er versuchte, wenigstens den Minister zu überreden, daß die Polizeiarzte auch nicht mehr wert seien als seine sonstige Polizei . . .

Einen gelungenen Scherz macht sich die „Noticia“ mit dem heiligen Herrn. Am Sonntag bemerkten die Besucher des Zoologischen Gartens zu ihrem Erstaunen, daß die Affen, die sonst immer im Naturgewande zu gehen pflegten, alle mit menschlichen Kleidern angetan waren. Das Blatt gibt dafür folgende Erklärung. Am Sonntag vorher besuchte Herr Belisario Tavora den Zoologischen Garten in Begleitung einer Dame. Die beiden kamen auch zum Affenhaus, und da unsere verehrten Vettern sich gerade in mehr oder weniger polizeiwidrigen Stellungen produzierten, so wurde die Dame pflichtschuldigst rot und verbarg ihr Antlitz hinter dem Fächer. Herrn Belisario verdroß der Vorfall sehr, denn er sorgt bekanntlich mit großem Eifer für die Hebung der Moral, indem er die Dirnen aus ihren früheren Quartieren in die Wohnstraßen der Familien treibt und indem er in einem Variété Tänzerinnen das Auftreten gestattet, die sich splinterhagelnackt ausziehen und die gemeinsten Tänze ausführen. (Freilich ist der Impresario ein Gevatter des Bundespräsidenten, bei dem er einen großen Stein im Brett hat.) Der Polizeichef begab sich also sofort zum Gartendirektor und machte ihm klar, daß die Affen weder französische Tänzerinnen noch er, der Direktor, Gevatter des Bundespräsidenten sei. Infolgedessen verstieße das Benehmen der Affen ganz entschieden gegen die Moral, und in Zukunft dürften die Tiere nur noch bekleidet auftreten. Der Direktor des Zoologischen Gartens ließ sich das nicht zweimal sagen, sondern ließ gleich am Montag den Affen Maß für eine dezente Garderobe nehmen. So berichtet die „Noticia“. Wie wir hören, hat der Direktor in weiser Voraussicht sogar angeordnet, daß die Unterkleidung der Affinnen aus Reform-Bekleidern zu bestehen habe. In denen können sie nämlich ohne Gefährdung der Moral sogar Kopf stehen!

Byzantinismus. Am 3. August veröffentlichte das „Jornal do Commercio“ eine Unterredung, die einer seiner Mitarbeiter mit dem Kommandanten

der Polizeibrigade, Oberst Silva Pessoa, hatte. In dieser Unterredung rückte der Oberst die Vortrefflichkeit in gebührendes Licht, indem er gleichzeitig der Zivilpolizei einige Auswücher versetzte. Soweit ist alles schön und gut; höchstens könnte man es verwunderlich finden, daß ein hoher Beamter öffentlich eine andere Amtsorganisation schlecht macht, wenn man dergleichen in Brasilien nicht schon längst gewohnt wäre. Aufsehen aber muß das Vorgehen der Offiziere der Polizeibrigade erregen. Die haben ein Exemplar der betreffenden Nummer des „Jornal do Commercio“ gekauft, haben sie kostbar binden lassen und in feierlicher Weise ihrem Kommandeur überreicht! Das ist ein Byzantinismus, wie man ihn kaum für möglich halten sollte, am allerwenigsten in einer „freien“ Republik, die Brasilien doch angeblich ist. Uebrigens ist die Zivilpolizei die Antwort nicht schuldig geblieben, sondern ihr Inspcktor hat in einem Oppositionsblatte alle Beschuldigungen des Obersten Pessoa für unberechtigt erklärt. Es wäre nun höchst spaßig, wenn die Zivilpolizisten durch das Vorgehen der Offiziere veranlaßt würden, auch diese Nummer kostbar binden zu lassen und sie ihrerseits ihrem Chef zu überreichen. Aber es ist kein Wunder, daß unsere Polizei nichts taugt, wenn die beiden Korporationen, die Hand in Hand arbeiten müßten, sich in dieser Weise befehlen.

Der Streik in Juiz de Fora ist beigelegt. Der Polizeichef von Minas, Dr. Americo Lopes, der vom Präsidenten jenes Staates nach Juiz de Fora entsandt worden war, um sich um die Wiederherstellung der Ruhe zu bemühen und eine Untersuchung über die blutigen Krawalle einzuleiten, ist nach Bello Horizonte zurückgekehrt. Er hat dem Staatspräsidenten berichtet, daß die Schuhmacher sich mit dem von den Fabrikanten vorgeschlagenen Lohntarif einverstanden erklärten und die Arbeit wieder aufnahmen. Für die Abgabe der Schüsse auf das Volk soll der Polizeialteres Pereira Castro mit einigen Polizeisoldaten verantwortlich sein. Der Polizeichef hat bei dem Gericht die Verhängung der Präventivhaft über die Angeschuldigten beantragt. Hoffentlich wird die Untersuchung auch ernsthaft durchgeführt und das Polizeipersonal, falls sich seine Schuld erweist, der gerechten Strafe nicht entzogen.

Aus den Bundesstaaten.

Rio Grande do Sul. São Leopoldo wurde kürzlich durch einen Konflikt mit der Municipalpolizei in Aufregung versetzt. Der Advokat Spohr sandte einen Brief mit ca. 15\$ durch ein Mädchen des Herrn Bernhard Crusius zur Post. Der Polizeisergeant José Rodrigues, welcher in diesem Kuvert Bicho-Angelegenheiten vermutete, nahm dem Kinde den Brief ab und öffnete ihn. Herr Crusius bat hierauf den Sergeanten, ihm den Brief zurückzugeben. Statt aller Antwort erklärte ihn dieser für verhaftet, zog den Revolver und griff Herrn Crusius tätlich an. Herr Crusius versetzte ihm einen Schlag ins Gesicht, wodurch Rodrigues den Revolver fallen ließ. Rodrigues ergriff ihn jetzt bei der Kehle und versuchte, seinen Revolver zu erlangen, um dem Widerstand des Crusius durch einen Schuß ein Ende zu machen. Die Waffe wurde aber von einem Manne weggenommen. Crusius wurde in die Cadea geschleppt. Der Subintendant Luiz Hofmann verlangte nun zugleich mit dem Promotor, zwei Fiskalen und dem Steuerbeamten Velloso Eintritt in die Cadea. Hier trat ihnen J. Rodrigues entgegen mit den Worten: Noch ein Schritt und ich schieße Capt. Luiz Hofmann über den Haufen. Ihm zur Seite stand

seine Mannschaft mit den blanken Waffen. So mußten die Beamten sich zurückziehen. Die erbitterte Bevölkerung, welche die Cadea stürmen wollte, wurde von Herrn Luiz Hofmann zurückgehalten. Auf ein Habeas Corpus-Gesuch hin wurde Herr Crusius um 3 Uhr aus der Haft entlassen. Am nächsten Morgen traf von S. João do Montenegro aus der Subchef, Herr Moraes, in S. Leopoldo ein. Ebenfalls kam der telegraphisch herbeigerufene Vize-Intendent. Darauf fand unter dem Vorsitz des Vize-Intendenten eine Sitzung bei den Herren Crusius und Gusmão über diesen Fall statt. Die Verhandlungen nahmen einen sehr lebhaften und erregten Verlauf. Da man selbst keine Entscheidung treffen will, sollen der Vize-Intendent und der Promotor Publico Gusmão nach Porto Alegre fahren, um die Angelegenheit dem Chef Dr. Borges de Medeiros vorzulegen und seine Entscheidung zu erbitten.

— Ueber die Vorfälle in Piratiny erhielt der Polizeichef folgende Mitteilung von dem dorthin entsandten Subchef Lucas Martins: In der Nacht vom 30. auf den 31. Juli umstellte der Konsumfiskal Coronel J. Gomes Oliveira mit 4 Zollwächtern zwei inmitten der Villa gelegene Geschäftshäuser, was die Bevölkerung in Aufregung versetzte. Der Befehlshaber der Zollwächter ersuchte morgens die Intendenz um ihre Unterstützung bei Durchscheidung der Häuser, die ihr auch zuteil wurde. Bei den Haus-suchungen wurden Waren als Konterbande mit Beschlag belegt. Als man nun auch das Haus des 1.

Besitzers des Sektionalrichters, Alberto Sarubbi, infolge einer Denunziation auf Kontrebande untersuchen wollte, verweigerte dieser den Zollwächtern den Eintritt, weil sie kein Mandat vorweisen konnten. Es entstand ein großes Durcheinander, bei dem der Anführer der Zollwächter Coronel Gomes Oliveira von einem Polizisten verhaftet wurde. Der Intendent setzte ihn aber 2 Stunden darauf wieder in Freiheit und nahm dafür den betreffenden Polizisten fest. Fast wäre es zu einem bewaffneten Konflikt gekommen, doch konnte durch das Einschreiten der Behörden die Ruhe wieder hergestellt werden. Die Durchsuehung des Hauses Sarubbis förderte nichts Belastendes zutage. Die bewaffneten Gruppen, die sich gebildet hatten, um teils für die Zollwächter, teils für Sarubbi Partei zu ergreifen, wurden aufgelöst, das Waffentragen wurde untersagt und einige Mordinstrumente beschlagnahmt.

— Mandiokwurzel von ganz ungewöhnlicher Größe wurde kürzlich in Porto Alegre ausgestellt: Sie ist 2 m 53 cm lang, hat am dicksten Ende einen Durchmesser von 16 cm, in der Mitte von 10 cm und am dünnsten Ende von 4 cm. Geerntet wurde dieses Monstrum von dem Kolonisten Francisco de Zotto bei Station Marcellino Ramos am Uruguayflusse im Munizip Passo Fundo.

Casa Edison.

S. PAULO

AVIS.

2745

Nachdem wir uns entschlossen hatten, neuerdings eine

Spielwaren-Abteilung

unserm Geschäfte anzugliedern, beehren wir uns heute, unsern Freunden und Kunden mitzuteilen, dass wir soeben eine Mustersendung von vielen tausenden verschiedenen und allmodernsten Spielsachen erhalten haben, welche wir nunmehr ausstellen und zu konkurrenzlosen Preisen zum Verkauf bringen.

Phonolas - Trichterlose Sprech- u. Musikapparate

∴ von 65\$000 aufwärts ∴

Neues Platten-Repertoire soeben angekommen.

Besuchen Sie bitte unser neues Haus

Kein Kaufzwang

Rua 15 de Novembro No. 55.

Unterhaltungsecke.

Auflösungen aus voriger Nummer.

Anflösung des Buchstabenrätsels:

- | | |
|----------------|--------------|
| 1. Dünung | 9. Zebaoth |
| 2. Ellen | 10. Electric |
| 3. Uhu | 11. Ischias |
| 4. Temperament | 12. Turandot |
| 5. Simili | 13. Upolu |
| 6. Caserne | 14. Ninive |
| 7. Heinz | 15. Gertrud |
| 8. Emilie | |

„Deutsche Zeitung“.

Auflösung der Gegensätze:

1. Vollmond. 2. Morgenrot. 3. Spanferkel. 4. Kuchenteller. 5. Waldeck. 6. Stuhlbein. 7. Frühjahr. 8. Stammbaum.

Auflösung des Bilder-Rätsels:

Besser abwarten als übereilen.

Auflösung des Gleichklangs:

Die Grillen.

Auflösung des Rätsels:

Enkel — Onkel.

Auflösung der Zerschnitt-Aufgabe:

Die schwarzen Silhouetten umschließen ausgeschnitten und in bestimmter Weise zusammengesetzt die weiße Silhouette des Eisbären.

Auflösung der Charade:

Rittersporn.

Auflösung des Visitenkarten-Rätsels:

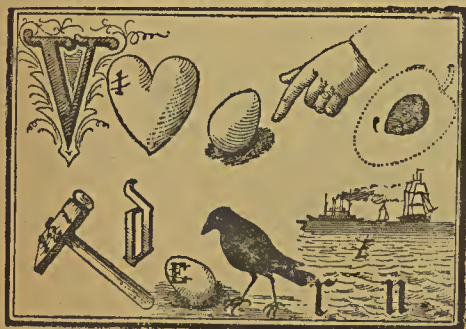
Frisch gewagt ist halb gewonnen.

Neue Aufgaben.

Steigerungs-Rätsel.

1. Wenn sich Parteien streiten, erschein' ich auf dem Plan;
Ein Harz; und zwar stark riechend, bin ich gesteigert dann.
2. Im Walde, unter Bäumen, da suche, bitté, mich,
Doch werde ich gesteigert, bin Lustspiieldichter ich.
3. Wenn du im Freien wanderst, betrittst du oftmals mich;
Gesteigert bin beim Bergbau, mein Freund, zu finden ich.

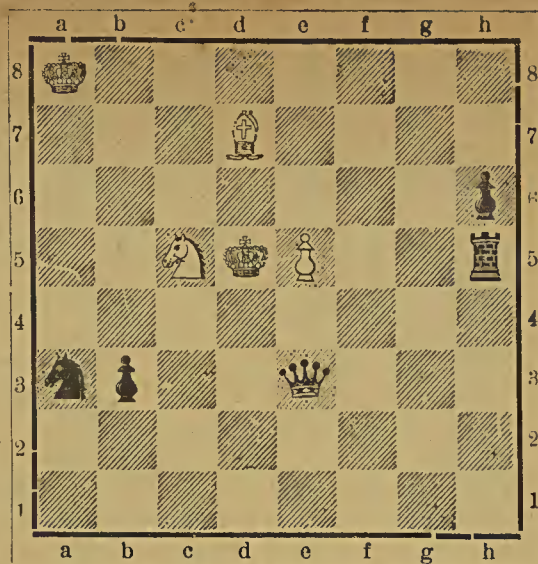
Bilder-Rätsel.



Rätsel.

Wenn's dir spendet Wald und Meer,
Dann ist beides nützlich sehr;
Doch, wenn's Mauer zeigt und Wand,
Dann entfernen' es deine Hand.

Schach-Aufgabe.



Weiß zieht und setzt mit dem zweiten Zuge matt.

Anagramm.

Ein Vogel, ein Berg, eine turnende Schar —
Ein jedes davon ist benannt mit fünf Zeichen;
Die Stellung der Zeichen verändert sich zwar,
Doch ihre Benennungen bleiben die gleichen.

Der Vogel sucht immer im Raube sein Heil;
Der Berg ist im Schweizerlande zu finden;
Die turnende Schar ist ein kleinerer Teil.
Nun suche des Rätsels Sinn zu ergründen.

Skat-Aufgabe.

In zwei Fällen hatte B (Mittelhand) folgende Karten:

g W, r W, s W, g D, g 10, g 8, r 10, r O, r 9, s O.

Im ersten Falle spielte er Rot Solo und verlor mit 60 Augen; im zweiten Falle spielte er Grün Solo und gewann mit Schneider, die Gegner bekamen 26 Augen. Die Kartenverteilung war beide Male dieselbe; A und C hatten gleiche Augenzahl in ihren Karten, ersterer alle vier Könige und in drei Farben je drei Blätter. Im Skat lag ein Grün und ein Rot.

Wie waren die Karten verteilt? Wie war der Gang des Spiels in beiden Fällen?

Vexier-Bild.



Wo ist der Besitzer der Kamera?

Im Tageblatt war unter Vereinsnachrichten zu lesen: „Fausts Verdammung verschoben!“ Da meint der kleine Schorsch: „Das wird dem Faust aber recht sein, gelt, Mama?“

Aus aller Welt.

Deutschlands Außenhandel im Jahre 1911. Nach den Daten der kürzlich veröffentlichten Reichsstatistik über den Aus- und Einfuhrhandel des deutschen Wirtschaftsgebietes im Jahre 1911 hat sich der Einfuhrüberschuß gegen das Vorjahr bedeutend verringert. Im Jahre 1911 betrug die Einfuhr 9706 Millionen Mark, die Ausfuhr 8106 Millionen Mark. 1910 belief sich die Einfuhr auf 8934 Mill., die Ausfuhr auf 7475 Mill. und der Einfuhrüberschuß auf 1459 Mill. Mark.

Münchener Bierverbrauch. Nach einer Veröffentlichung des Statistischen Amtes der Stadt München betrug 1911 der einheimische Verbrauch an Bier 1.932.792 Hektoliter oder 105.131 Hektoliter mehr als im Vorjahr. Der Durchschnittsverbrauch pro Kopf stellte sich auf 320 Liter oder 10 Liter mehr als 1910. Selbstverständlich tragen die nach München kommenden Fremden einen guten Teil zu dem hohen Bierverbrauch bei; auch kommt dabei die große Hitze des vorjährigen Sommers in Betracht.

Die neuen Männer in der Türkei. Der neuernannte Großwesir Ahmed Mukhtar Pascha ist einer der verdientesten Generäle der Türkei. Er steht heute im achtzigsten Lebensjahr und war ein Liebling des Sultans Abdul Assis, der ihm auch die Erziehung seines Sohnes Jussuf Izzedin anvertraute. Seine Dienstjahre als Oberleutnant und Oberst verbrachte er in Jemen, war dann Korpskommandant in Erzerum und 1877 Oberbefehlshaber im russisch-türkischen Kriege. Er schlug die Russen bei Elbar, Kars und Baschkadiklar und wurde vom Sultan mit dem Titel „Ghasi“, der Siegreichste, ausgezeichnet. Er leitete dann die Verteidigung Konstantinopels und wurde 1878 nach Kreta geschickt, um dort den Aufstand zu dämpfen. Später war er Oberbefehlshaber in Thessalien und Epirus und türkischer Kommissar in Aegypten. Ahmed Mukhtar Pascha war stets in erster Linie Soldat, mit Politik hat er sich nur wenig befaßt, und der jungtürkischen Bewegung hat er vollkommen ferngestanden. Seine politische Signatur erhält das Kabinett mit dem Eintritt Kiamil Paschas. Dieser 85jährige Staatsmann ist vom jungtürkischen Komitee auf das heftigste bekämpft worden, und wenn er jetzt Mitglied der Regierung wird, so bedeutet das eine Niederlage des Komitees, wie sie auch in der übrigen Zusammensetzung des Kabinetts zum Ausdruck kommt. Unter Kiamil Paschas Führung dürfte die auswärtige Politik am Goldenen Horn gänzlich ins englische Fahrwasser hinübergleiten; er hat sich mit den Engländern stets ausgezeichnet verstanden. Als er 1891 bei seinem ersten Großwesirrat wegen verschiedener Reformpläne seinen ersten Konflikt mit dem Sultan hatte und in seinem Hause als Staatsgefangener gehalten wurde, war es der Einfluß Englands, dem er seine Befreiung und Wiederverwendung im Staatsdienst zu danken hatte. 1905 wurde er als Nachfolger Kütschüks Saids abermals Großwesir, aber unter dem Verdacht, eine Verschwörung gegen den Sultan organisiert zu haben, seines Amtes entsetzt und nach Aleppo verbannt. Wieder war es die Verwendung Englands, die seine Ernennung zum Wali von Smyrna bewirkte. Anfang 1907 wollten Kiamil Gegner seine Verbannung nach Rhodus durchsetzen, Kiamil aber flüchtete in das englische Generalkonsulat von Smyrna, und die Verbannung blieb ihm erspart. Er zog sich ins Privatleben zurück, bis ihn der Sultan im August 1908 abermals zum Großwesirrat berief. In einer halb-jährigen Wirksamkeit bis zum Februar 1909 führte er die Verständigung mit Oesterreich-Ungarn in der Annexionsfrage durch, und auch damals hat er seine

große staatsmännische Klugheit bewährt. Kiamil Pascha gehört zu den gebildetsten und sprachkundigsten Staatsmännern der Türkei. Auch der neue Minister des Innern Ferid Pascha hat bereits das Großwesirrat bekleidet, und wurde damals seiner Gesinnung nach für deutschfreundlich gehalten. Daß ein Albanier die Leitung des Ministeriums des Innern übernimmt, für das ursprünglich Hussein Hilmi auserschen war, darf als ein Zugeständnis an die Albanier angesehen werden. Ferid Pascha ist immer für eine Versöhnung der Albanier durch Reformen eingetreten. Hussein Hilmi Pascha, der neue Justizminister ist zuerst durch seine Tätigkeit als türkischer Generaldirektor in Macedonien bekannt geworden. Seine Ernennung war eine Folge der Müritzsteger Vereinbarungen vom 1. Oktober 1905, und seine Aufgaben die Durchführung des vereinbarten Pazifikationsprogramms für die drei Macedonischen Wilajets. Im Jahre 1910 war Hussein Hilmi Großwesir, um durch ein jungtürkisches Kabinett unter Hakki Pascha abgelöst zu werden. Der neue Kriegsminister Nasim Pascha ist ein Schüler des Freiherrn v. d. Goltz und war bereits früher unter Kiamil Pascha Kriegsminister. Auch sein Eintritt in das Kabinett beweist, daß die Anhänger des Komitees, vorläufig wenigstens ihr Spiel verloren haben.

Zum Tode Latham's. Der französische Flieger Hubert Latham, ein entfernter Verwandter der Fürstin Bülow, der, wie wir bereits berichtet haben, auf der Büffeljagd getötet wurde, war einer der ersten und der tüchtigsten Flieger Frankreichs. Einer angesehenen, sehr wohlhabenden Familie entstammend, wandte er sich zuerst dem Automobilismus zu und wurde dann eifriger Freiballonführer. Einen Namen machte er sich durch die Kanalüberfliegung im Kugelballon, die er in Gemeinschaft mit seinem Vetter Jacques Faure im Februar 1905 ausführte. Seinen ersten Rekord im Flugzeug stellte Latham am 21. Mai 1909 auf, indem er sich 37 Minuten 37 Sekunden in der Luft hielt und eine Stundengeschwindigkeit von 72 Kilometern erreichte. Wenige Tage später gewann er die Coupe Ambroise Goupy durch einen Ueberlandflug von Châlons nach Vadenay. Im Juni 1909 machte er seinen ersten Versuch, den Kanal zu überfliegen, doch hinderte ein Motorschaden ihn die englische Küste zu erreichen. Am 19. Juni startete er nochmals in Sangace, doch war er gezwungen, schon nach 11 Kilometern auf das Meer niederzugehen. Ein dritter Versuch endete mit dem gleichen Erfolge, und der Flieger mußte im letzten Moment von einem französischen Torpedoboot aus den Fluten herausgezogen werden. Nach seinen glänzenden Flügen auf der Flugwoche zu Reims kam Latham nach Berlin, und ihm gebührt die Ehre, den ersten Ueberlandflug in Deutschland, nämlich vom Tempelhofer Feld nach Johannisthal, ausgeführt zu haben. Große Erfolge errang er später bei der Flugwoche in Blackpool in England und in Amerika, wo er in fast allen größeren Städten der Vereinigten Staaten Aufstiege machte. Bemerkenswert ist übrigens, daß er seine Jagdleidenschaft auch von der Flugmaschine aus betätigte. Er hat in Amerika mehrmals hohe Wetten dadurch gewonnen, daß er vom Steuer seines Eindeckers aus Hirsche erlegte. Er war bis zum Frühjahr dieses Jahres für die Antoinewette in Frankreich tätig. Im Frühjahr war er von der französischen Regierung in die Kolonien gesandt worden, um dort die Verwendungsmöglichkeit des Aeroplans für den Kolonialdienst zu studieren.

Deutsche Siege bei den Olympischen Spielen. Wie man aus Stockholm meldet, hatte Deutschland in der Entscheidung des Springens vom

Sprungbrett einen großartigen Erfolg zu verzeichnen, da es den drei Deutschen Günther-Hannover, Luber-München und Behrens-Magdeburg gelang, sich in dieser Reihenfolge die drei ersten Preise zu sichern. Der deutsche Meister Günther gewann mit 79,23 Punkten die Goldene Olympische Medaille, Luber mit 76,78 Punkten die Bronzene Olympische Medaille. Auch in den Zwischenläufen zum 200-Meter-Brustschwimmen war Deutschland erfolgreich, da beide Läufe an Vertreter der schwarz-weiß-roten Farben fielen. Mahlisch-Berlin siegte in 3 Min. 09,6 Sek. gegen den Schweden Henning, und der Breslauer Bathe gewann seinen Zwischenlauf in 3 Min 02,2 Sek. gegen Lützow-Eßlingen und Courtman-England.

Luftverkehr. Wie eine aus Berlin bediente Korrespondenz vernimmt, ist nunmehr ein vorläufiger Entwurf für ein Reichsgesetz zur Regelung des Verkehrs mit Luftfahrzeugen vom Reichsamt des Innern und Reichsjustizamt fertiggestellt. Der Entwurf soll im nächsten Herbst von Sachverständigen durchberaten werden. Gegenwärtig ist der Verkehr mit Luftfahrzeugen in Deutschland nur für Preußen durch eine Verordnung der Minister der Öffentlichen Arbeiten und des Innern geregelt. Die preussischen Vorschriften erstrecken sich auf das Flugwesen wie auf die Luftschiffahrt und berücksichtigen bei letzterer Luftschiffe, Freiballons und Fesselballons. Aus Anlaß der zahlreichen Unfälle, die dem Erlaß der Verordnung vorausgingen, wurde für alle Flieger, die außerhalb der Flugplätze Flüge ausführen wollen, und für Führer von Luftschiffen, in denen Fahrgäste mitgenommen werden, der Besitz eines Prüfungszeugnisses vorgeschrieben, das vom Deutschen Luftschiffverband ausgestellt wird.

Die gesechreiterte österreichische Artilleriereform. Der österreichisch-ungarische Kriegsminister v. Auffenberg hat, wie verlautet, an den Kaiser schriftlich über die Verweigerung des 250-Millionen-Kredits für die Artillerie berichtet, mit dem Bemerkten, daß er für die Schlagfertigkeit der Armee unter diesen Umständen nicht garantieren könne. Der Kriegsminister hat für die Armee, die gegenwärtig sechzehn Etrichmonoplane besitzt, einen Lohner-Daimler-Pfeilflieger für 55.000 Kronen gekauft, mit dem Oberleutnant Blaschke einen Höhenrekord schuf, und weitere zehn solche Pfeilflieger zu diesem Preis bestellt. Bei den Etrichwerken wurden vierundzwanzig Apparate für je 35.000 Kronen bestellt. Die Mehrausgaben deckt die Militärverwaltung aus dem normalen Budget.

Ungarns Ernte. Der Saatenstandsbericht des ungarischen Ackerbauministeriums vom 8. Juli schätzt den Ertrag von Weizen auf 47,28, Roggen auf 14,12, Gerste auf 14,50 und Hafer auf 11,70 Mill. D.-Ztr. Der letzte Bericht vom 23. Juni gab die Weizenschätzung mit 47.000 und die von Roggen mit 14,10 Mill. Doppelzentnern an. Mais steht überwiegend sehr gut, Kartoffeln sehr gut, Hülsenfrüchte und Zuckerrüben befriedigend.

Die Rückkehr des verlorenen Sohnes. Nachdem Gabriel d'Annunzios Gläubiger befriedigt sind, wird der Dichter nach dem zweijährigen Exil in sein Vaterland zurückkehren. Die Gläubiger erhalten dreißig bis vierzig Prozent ihrer Forderung.

Die Hitze in New York hält immer noch unvermindert an. An der ganzen Ostküste von Nordamerika ist die Temperatur gestiegen. Am 9. Juli zeigte das Thermometer in New York 32 Grad Celsius. Es war dies der heißeste Tag seit dreißig Jahren. Die Feuchtigkeit der Luft erhöht die Leiden der Menschen. Bis jetzt sind wenige Todesfälle dagegen zahlreiche Hitzeschläge vorgekommen. Auf

den Straßen sind öffentliche Duschanstalten für Pferde eingerichtet worden.

Papier und Tinte im Berliner Rathaus. Riesenmengen von Schreibmaterialien werden jährlich im Berliner Rathaus verbraucht. Im Rechnungsjahr wurden allein rund 1 1/2 Millionen Kuverts, 3000 Bogen Kuvertpapier, 8 1/2 Millionen Bogen gewöhnliches Konzeptpapier, 4,3 Millionen Bogen gewöhnliches Schreibpapier, 3,7 Millionen Bogen großes Konzeptpapier, 866.000 Bogen großes Schreibpapier, 94.000 Bogen Briefpapier, 266.000 Bogen Aktendeckel den Beamten geliefert, zusammen rund 17 3/4 Millionen Bogen. Dazu kommen 4000 Liter Tinte, 9000 Gros Stahlfedern, 2 Bund Federposen, 17.400 Stück Stahlfederhalter, 40.750 Stück Bleistifte, 15.600 Stück farbige Stifte, 1250 Flaschen Stempelfarbe, 4600 Stück Rediergummi, 500 Stück Federmesser, 580 Stück Lineale und 4400 Heftnadeln.

Liebesabenteuer eines Gemeindegemeinlehrrers. Die Bekanntschaft mit einer Pseudogräfin hat ein Steglitzer Gemeindegemeinlehrrer sieben Hundertmarkscheine gekostet. Der Lehrer lernte die Dame von einigen Wochen in einem Stadtbahnzuge zufällig kennen und verabredete mit ihr einige Rendezvous. Die Dame, die kaum zwanzig Jahre alt war, stellte sich dem Lehrer als „Gräfin Zakrewski“ aus der Bukowina vor und erzählte ihm, daß ihre Eltern dort große Besitzungen hätten. Sie selbst habe von ihren Großeltern ein umfangreiches Gut geerbt und befinde sich jetzt auf einer Vergnügungsreise durch Deutschland. Die Vornehmheit ihrer Familie suchte sie dadurch hervorzuheben, daß sie erzählte, Kaiser Franz Joseph weile oft bei ihren Eltern zur Jagd. Gleichzeitig ließ die Gräfin durchblicken, daß sie nicht abgeneigt sei, den schmucken Lehrer zu heiraten und daß sie dafür Sorge tragen würde, daß er adoptiert und den Namen eines Grafen Zakrewski führen werde. Die Gräfin hatte in einem Hotel am Anhalter Bahnhof mehrere Appartements gemietet und ließ sich durch ein Vermittlungsbureau eine Zofe, einen Diener und eine Bonne verschaffen, denen sie fürstliche Löhne in Aussicht stellte. Schließlich schöpfte man aber in dem Hotel Verdacht, da die angebliche Gräfin fast gar kein Gepäck bei sich führte. Man erkundigte sich nach ihrem Gatten und mußte hören, daß dieser zurzeit in einem Berliner Vorort weile und dort geschäftlich in Anspruch genommen sei. Er werde aber in den nächsten Tagen in das Hotel am Anhalter Bahnhof übersiedeln. Als schließlich der ahnungslose Lehrer in dem Hotel erschien, um seiner zukünftigen Braut einen Besuch abzustatten, erklärte die „Gräfin“ dem Hotelpersonal, daß dies ihr Gatte gewesen sei. Bald darauf kam aber der Lehrer in den Verdacht, ein Mädchenhändler zu sein, und dies veranlaßte die Kriminalpolizei zum Einschreiten. Beide wurden getrennt vernommen. Während die „Gräfin“ all ihre Schwindeleien zunächst aufrechterhielt, gab der überraschte Lehrer zu, daß er seiner „Braut“ bereits 700 Mark geopfert habe, da sie ihm erzählte, daß ihr Geld in wenigen Tagen in Berlin eintreffen werde. Als man darauf der Gräfin auf den Kopf zu sagte, daß sie eine Schwindlerin sei, legte sie ein reumütiges Geständnis ab. Sie gab zu, daß sie eine Friseurin aus Steglitz sei und die Wohnung ihrer Mutter verlassen habe, weil sie mit ihr in Streit geraten war. Da sie kein Geld hatte, sei sie auf den Gedanken gekommen, sich dem Lehrer gegenüber als reiche Gräfin auszugeben. Heftig weinend erzählte sie noch, daß sie auch einem Kaufmann gegenüber als Gräfin aufgetreten sei und ihn um die gleiche Summe betrogen habe. Nach Erledigung des Verhörs wurde die abenteuerliche Friseurin die letzte Nacht über



im Polizeipräsidium behalten und dem Untersuchungsrichter vorgeführt. In den Vormittagsstunden des nächsten Tages erschien vor dem Hotel eine mit vier Pferden bespannte Equipage, die die Gräfin für eine Spazierfahrt bestellt hatte. Sie mußte wieder umkehren, da die Gräfin bereits ihren Wohnsitz nach Moabit verlegt hatte.

Die Million im Sterbezimmer. In der Wiener Sommerfrische Weidlingau starb vor einigen Wochen die Baronin Julia Ceschi di Santa Croce, eine Schwester des Herrenhausmitgliedes Freiherrn von Kübeck. Sie hatte seit vielen Jahrzehnten in Weidlingau in einer kleinen Stube logiert, pflegte keinerlei Verkehr und schloß sich gegen die Außenwelt vollständig ab. Einsam, wie sie gelebt hatte, starb sie auch. Sie lag in dem dunkeln Gemach, das nur von einer kleinen Petroleumlampe erleuchtet wurde, viele Monate zu Bett. Eine alte Portiersfrau leistete ihr die notwendigen Dienste, und niemand außer ihrem Arzt fand Zutritt zu der Kranken. Als nach ihrem Tode die Leichenschaukommission das Zimmer betrat, fand sie es in einem furchtbar vernachlässigten Zustande vor. Das Mobiliar war verstaubt, auf dem Tisch lagen Stöße von Briefen und Schriftstücken, in den Ecken standen Schachteln und Kisten, die Bilder an den Wänden und zahlreiche Kränze und Buketts, die auf dem Boden der Stube lagen, waren über und über mit Staub bedeckt. Beim Durchsuchen der Sachen entdeckte man, daß die Verstorbene ein Vermögen von weit mehr als einer Million Kronen in Aktien und Wertpapieren in den Kisten und Schachteln aufbewahrt hatte. Es wurde ferner eine große Menge von Kupons von Aktien vorgefunden, die schon längst verfallen waren. In der kleinen Bibliothek wurden in einem Buehe 12.000 alte Guldenscheine gefunden, die ihre Gültigkeit bereits verloren haben. Bei den weiteren Nachforschungen wurden nicht weniger als zehn Testamente der Toten gefunden, in denen sie die Gemeinde Weidlingau und verschiedene Klöster zu Erben ihres gesamten Vermögens einsetzt. Nach dem Gesetz sind der Bruder der Baronin, Herrenhausmitglied Max Freiherr v. Kübeck, und ihre Verwandten, die Gräfin v. Terlago und die Baronin Piers die Erben. Das Gericht wird die Gültigkeit der vorhandenen Testamente prüfen. Die Verstorbene war eine höchst wohlthätige Dame. Sie hat vor einiger Zeit der Gemeinde Weidlingau 70.000 Kronen anonym gestiftet.

Deutsche Auswanderung. Man konnte kürzlich lesen, daß die Auswanderung sowohl über Bremen wie über Hamburg im ersten Halbjahr 1912 gegenüber dem Vorjahre ganz erheblich zugenommen hat. Man muß sich aber hüten, diese Auswanderung über deutsche Häfen mit einer Auswanderung aus Deutschland zu verwechseln. Die Auswanderer, die Deutschland über Hamburg oder Bremen verlassen, besitzen zum weitaus größten Teil nicht die deutsche Staatsangehörigkeit, sondern sind Nichtdeutsche, besonders Angehörige Rußlands und Oesterreich-Ungarns. Die Auswanderung von Reichsdeutschen ist, wie schon seit Jahren, eine außerordentlich geringe, sie nimmt eher ab als zu. So sind beispielsweise im Jahre 1911 nur 22.600 deutsche Staatsangehörige aus dem Reiche ausgewandert, während es im Jahre vorher 25.500 waren. Es ist mithin im Jahre 1911 eine Verminderung der Auswanderung der Reichsdeutschen gegenüber dem Vorjahre um nahezu 12 Prozent eingetreten. Noch geringer war freilich die Auswanderung im Jahre 1908, wo sie nur etwa 20.000 betrug. Im großen und ganzen schwankten in den letzten zehn Jahren die Auswanderungsziffern zwischen 20.000 und 30.000. Selbst diese Ziffer von 30.000 reichs-

deutscher Auswanderer ist ja auch noch sehr gering, wenn man bedenkt, daß das Deutsche Reich durch den Ueberschuß der Geburten über die Sterbefälle jährlich um 900.000 Einwohner zunimmt. Der deutsche Wanderungsverlust ist aber tatsächlich überhaupt gleich Null, wenn man bedenkt, daß der geringfügigen Auswanderung eine mindestens ebensolche Einwanderung gegenübersteht. Diese Einwanderung wäre noch viel stärker, so daß Deutschland nicht nur keinen Wanderungsverlust, sondern einen Wanderungsgewinn verzeichnen könnte, wenn die deutsche Regierung sich nicht der Einwanderung von Arbeiterelementen aus Rußland und Galizien gegenüber etwas zurückhaltend verhielte.

Zum Ruhme des westfälischen Schinkens veröffentlicht der Bielefelder General-Anzeiger einige Reminiszenzen aus früherer Zeit, in denen es unter anderem heißt: Daß der westfälische Schinken schon seit Jahrhunderten auch in Süddeutschland als besondere Delikatesse geschätzt wurde, konnten wir aus dem Haushaltsbuche des Nürnberger Patriziers Anton Tucher (1507 bis 1517) ersehen, wo in den Eintragungen des Jahres 1516 sich folgender Ausgabeposten verzeichnet findet: „Item ad 4 dito (am 4. April) für 2 westfälisch hamen (Schinken) von Frankfurt dem Virgili (Geschäftsdieners des Patriziers) 4 Pfund.“ Daß der Patrizier den westfälischen Schinken mit besonderem Wohlgefallen in Erinnerung behielt, geht daraus hervor, daß er in der summarischen Jahresübersicht des verausgabten Wochengeldes unter den „essenden Dingen“ nochmals die beiden Schinken besonders hervorhebt: „Summa alles wochengelts thut mit samt jungen hünere, stockfisch, ruben, schüezpauch, westfälisch hamen, faßnaecht, unkost und allerlei gastung 1428 Pfund.“ Zur Kennzeichnung des Geldwertes in jener Zeit bemerken wir, daß 4 Pfund (zu je 30 Silberpfennigen) etwa einen halben Goldgulden ausmachten und daß 1 Pfund ungefähr dem täglichen Verdienst eines Tagelöhners entsprach. Für 2 Pfennige erhielt man 3 Eier oder 1 Maß Milch. Welche Bedeutung der westfälische Schinken als Handelsartikel hatte, ersehen wir daraus, daß ihm in der „Allgemeinen Schatz-Kamer der Kauffmannschaft“ (Leipzig 1742) eine Besprechung gewidmet wurde, in der es unter anderem heißt: „Schineken gehören in der Handlung unter die allgemeine Benennung des Specks. Indessen werden die Westphälischen und Pommerischen, von den Franzosen Jambons de Mavance genannt, vor die besten gehalten und am theuersten bezahlt. . . Die Schineken insgemein, wie auch aller Speck, werden, wenn sie an der Speck-Seiten sitzen, zur Provision der Schiffe bey Schiff-Pfunden oder Centnern, einzeln aber bey Pfunden verkauft. Der Hollsteinische, Dänische, Westphälische, Pommerische, in Summa aller Speck, da die Schweine gute Eichel-Mast gehabt und der Speck samt Schinken gut geräuchert worden, worauf das vornehmste mit ankömmt, wird Buch- oder Trank-Speck beliebt und teurer bezahlt. Die Handlung damit gehöret den Höckern oder Kaufleuten, die mit fetten Waaren handeln; und ist sonderlich vor die ersteren mit Marquetenderen in Lägern oft ein ehrliches zu verdienen. . .“

Schweres Unglück auf einem ungarischen Schießplatze. Auf dem Schießplatze von Oerkény in Ungarn platzte infolge vorzeitigen Explodierens einer Granate das Rohr eines Versuchsgeschützes. Vier Kanoniere wurden getötet, vier lebensgefährlich verletzt. Das Unglück ereignete sich um 9 Uhr vormittags. Die Uebung, an der die nur aus Oesterreichern gebildete zweite Wiener Haubitzendivision teilnahm, wurde unter Auf-

sicht des Artillerie-Oberleutnants Bretschneider abgehalten. Als eine neukonstruierte Kanone ausprobiert werden sollte, explodierte das Geschöß und riß das Geschützrohr auseinander. Der unmittelbar neben der Kanone stehende Oberfeuerwerker wurde getötet, ebenso drei von vier Kanonieren. Die Leichen der Soldaten wurden in Stücke gerissen. Vier Soldaten wurden lebensgefährlich, vier weitere leicht verletzt. Einer der Schwerverwundeten verschied nachmittags 2 Uhr, wodurch sich die Zahl der Opfer auf fünf erhöht. Auch Oberleutnant Bretschneider erlitt schwere Brandwunden. Untersuchung ist angeordnet worden. Am Nachmittag begab sich der Budapester Korpskommandant in Begleitung des Generalstabsarztes nach Oerkény.

Elektrisierung der Gotthardbahn. Wie jetzt endgültig feststeht, soll auf der Gotthardlinie elektrischer Betrieb eingerichtet werden. Es lassen sich dadurch Ersparnisse erzielen, die sich in der Folge mit zunehmendem Verkehr noch steigern werden. Mit den erforderlichen Arbeiten soll auf der Norstrecke Erstfeld—Airolo begonnen werden.

Eine „denkende“ Lokomotive. Eine Erfindung von größter Tragweite wurde auf dem Gleise, das von Watecht an der Küste von Somerset zu den Bergwerken im Innern führt, zahlreichen Ingenieuren und Vertretern von Eisenbahnen vorgeführt. Der Erfinder ist ein Australier namens Augus, der zwei Lokomotiven mit Apparaten ausgestattet hat, die er ihr „elektrisches Gehirn“ nennt. Das Ganze besteht aus Rampen, die zwischen den Gleisen angebracht sind, und mit den Apparaten auf den Lokomotiven und den Kontrollhäuschen elektrisch verbunden sind. Sie sollen jede Kollision unmöglich machen. Kommen zwei Lokomotiven auf demselben Gleis einander entgegen, so ertönen infolge dieser Vorrichtung automatisch Warnungssignale; überhört der Lokomotivführer diese Signale, so tritt ein Apparat in Tätigkeit, der die Lokomotiven automatisch zum Stehen bringt. Auch bei Kurzschiuß ertönen Warnungssignale, und wenn diese überhört werden, läßt die Lokomotive automatisch ihren Dampf entweichen, während gleichzeitig die Bremsen anziehen. Die Versuche in Watecht, deren Kosten sich auf über 30.000 Pfund Sterling stellen, sind ausgezeichnet gelungen.

Ausschreitungen serbischer Grenzsoldaten. Auf der unteren Donau an der serbisch-ungarischen Grenze mehren sich in letzter Zeit die Zwischenfälle, bei denen serbische Soldaten fremde Militärpersonen insultiert haben. Vor kurzem wurden so ein österreichischer Jägerleutnant, ein Fähnrich und drei Soldaten auf einem Bootsausflug von serbischen Soldaten beschossen und zum Landen gezwungen. In der Kaserne wurden sie sodann einem eingehenden Verhör unterworfen und danach freigelassen. Ebenso wurde ein reichsdeutscher Offizier bei einem Bootsausflug von serbischen Soldaten mit Ohrfeigen bedroht, weil er sich angeblich nicht dazu verstehen wollte, vor ihnen stramm zu stehen. Diplomatische Verhandlungen über die Beilegung der Zwischenfälle sind eingeleitet.

Das Ende eines berühmten Omnibus. Der Pferdeomnibus Madeleine—Bastille wird demnächst durch einen Automobilomnibus ersetzt werden. Der Omnibus Madeleine—Bastille ist vielleicht nicht der letzte, sicher aber der berühmteste Omnibus von ganz Europa. Mit seinen drei schweren Pereherons ist dieser alte Rappelwagen ein Jahrhundert hindurch die schönste Straße von Paris auf und ab gezogen durch die Weltgeschichte von Louis Napoleon bis jetzt. Es gibt kein Bild das Boulevards, auf dem nicht dieser alte Omnibus dargestellt ist. Und oft genug ist er besungen und in die Revuen der Thea-

ter gebracht worden. Victor Hugo liebte es, auf der Imperiale dieses Omnibus zu fahren, und manch guter Reim soll ihm dabei eingefallen sein. Und wirklich war die Fahrt auf dem Verdeck dieses Omnibus' einer der merkwürdigsten Genüsse, die Paris zu bieten hat. Man kam zwar nicht schnell vorwärts, aber man sah alle guten Dinge gründlich, was auch sein gutes hat. Jetzt wird der alte Imperialomnibus durch einen niedrigen Automobilomnibus ersetzt werden, der sehr viel schneller fährt, und sehr viel mehr stinkt. Alle Zeitungen widmen dem Scheidenden wehmütige Abschiedsartikel. Der Omnibus, der Sou, der Absinth, das Palais Royal, alles kommt weg, um Platz zu machen für eine herrlichere Zukunft. — Bei dieser Gelegenheit sei gesagt, daß die neuen Nickelmünzen in Probestücken der Kommission vorgelegt worden sind. Die Stücke von 10 und 25 Centimes, haben, wie bereits gemeldet, ein Loch in der Mitte; die Pariser nennen daher diese Münzen „un petit trop pas cher.“

Ein neues englisch-amerikanisches Unternehmen. Eine große englisch-amerikanische Firma hat am Ufer des Brisbane in Queensland große Ländereien angekauft, um mit einem Kostenaufwand von 350.000 Pfd. Strl. „die größte Fabrik der Welt für Fleischversorgung“ zu errichten. Man rechnet mit einer täglichen Schlachtung von 600 Rindern und 5000 Schafen. — Nach der Fertigstellung des Panamakanals dürfte ein Import von geschlachtetem Vieh nach den Vereinigten Staaten von Amerika nicht unmöglich sein.

Die größere Regsamkeit im Wirtschaftsleben der Vereinigten Staaten, die sich unter anderem in einem stark angespannten Status der New Yorker Clearinghouse-Banken sowie in dem stattlichen Bestand an Aufträgen des größten Industrieunternehmens des Landes, des Stahltrusts, widerspiegelt, findet sich jetzt auch in einer von dem New Yorker „Journal of Commerce“ zusammengestellten Emissionsstatistik ihren Ausdruck. Danach hat die Emissionstätigkeit in der Union im ersten Semester 1912 einen ganz außerordentlich großen Umfang angenommen. Der Schaffung von neuen Wertpapieren in einem Gesamtnominalwerte von 2181 Mill. Doll. in einem halben Jahre steht nämlich für das vorangegangene ganze Kalenderjahr nur eine Nominalsumme von 1738 Mill. Doll. und für das ganze Jahr 1910 nur eine solche von 1518 Mill. Doll. gegenüber. In einzelnen ergibt sich für die beiden Hauptklassen amerikanischer Effekten, nämlich Eisenbahn- und Industriewerte, verglichen mit dem Vorjahr folgendes Bild, wobei nochmals hervorgehoben sei, daß sich die diesjährigen Angaben nur auf ein Halbjahr, die in Klammern gesetzten vorjährigen Angaben dagegen auf ein ganzes Jahr beziehen. Es verausgabten die Eisenbahnen 614 Mill. Doll. (669) Bonds, 342 Mill. Doll. (326) Notes und 201 Mill. Doll. (101) Aktien, und die Industriegeellschaften 369 Mill. Dollars (322) Bonds, 118 Mill. Doll. (67) Notes und nicht weniger als 535 Mill. Doll. (250) Aktien. Von den letzteren entfielen allein 127 Mill. Doll. auf den Monat Juni 1912.

Eine deutsche Expedition nach Venezuela. Die Expedition, die unter der Leitung des Dr. Siegfried Benignus stattfinden soll, wird sich in erster Linie mit der für die Wissenschaft äußerst wichtigen kartographischen Aufnahme und geographischen Untersuchung des Quellgebietes des Orinoco und seiner gewaltigen rechten Nebenflüsse beschäftigen. Da Dr. Benignus besondere Erfahrung und Fähigkeit besitzt, mit Indianern umzugehen, so hofft er auch, wertvolle anthropologische und ethnographische Studien bei den Ureinwohnern, die dem Eindringen der Weißen bis jetzt heftigen Wider-

stand entgegengesetzten, auszuführen und entsprechende Sammlungen zu erhalten und zu bergen. Damit könnten weitklaffende Lücken in den deutschen Museen für Völkerkunde ausgefüllt werden. Auch ist dem Studienprogramm die so eigenartige Tier- und Pflanzenwelt und der geologische Aufbau des weiten Gebietes eingeschlossen. Ueber die volkswirtschaftlichen Fragen des an Naturschätzen so reichen Gebietes, denen Dr. Benignus als moderner Forscher ebenfalls seine Aufmerksamkeit schenken wird, soll später gesprochen werden. Zu erwähnen ist, daß der verdiente Forscher Herzog Adolf Friedrich zu Mecklenburg noch vor seiner Abreise nach Togo, die Forschungen des Dr. Benignus durch Unterzeichnung des Aufrufs gefördert hat.

Buntes Allerlei.

Luftpost. Die deutsche Luftschiffahrt hat eine interessante Neuerung auf dem Gebiete des Verkehrs wesens zu verzeichnen. Die Deutsche Luftschiffahrts-Aktiengesellschaft in Friedrichshafen hat von der Reichspost die Bewilligung zur Errichtung von Luftposten erhalten. Zur Beförderung von Postsendungen mit den Luftschiffen sind nur gewöhnliche Briefe und Postkarten zugelassen, die mit einem Aufgabestempel während der Fahrt versehen und bei der Landung der nächsten Post zur Beförderung übergeben werden.

„Sterben Sie weiter hinten!“ Ein Engländer, der sich unter dem Decknamen „Thormanby“ verbirgt, hat jüngst in London ein Memorienwerk erscheinen lassen, in dem sich eine Fülle reizender Geschichten aus den sechziger und siebziger Jahren findet. Besonders drollig ist eine Anekdote von dem Schauspieler Macready, die hier erzählt werden mag. Macready hatte einmal für seine Gesellschaft ein paar amerikanische Schauspieler zur Aushilfe gewonnen. Einem von diesem wurde der König im Hamlet anvertraut. Macready hatte in der Sterbeszene noch jedesmal den tiefsten Eindruck gemacht, und daher versäumte er nicht, den Amerikanern, insbesondere den Darstellern des Königs und des Laertes, genaue Anweisungen darüber zu geben, daß er sich als Prinz von Dänemark unmittelbar an der Rampe einen freien Platz brauche, wo er in würdiger Weise seinen letzten Seufzer aushauchen könne. Bei der ersten Vorstellung aber starb der König nun gerade an dem Platze, den sich Macready für den eigenen Tod vorbehalten hatte. Als der sterbende König zu Boden gefallen war, flüsterte Macready: „Sie sollen doch weiter hinten sterben!“ Der sterbende König antwortete nicht, sondern starb, wo er gerade lag. „Können Sie nicht hören,“ flüsterte Macready erbost. „Herr! Sie sollen weiter hinten sterben!“ Darob hob die königliche Leiche den Kopf ein wenig und sagte kaltblütig, aber ziemlich vernehmlich: „Ich glaube, noch bin ich hier König und kann sterben, wo es mir paßt.“ Dem verzweifelten Macready blieb nichts übrig, als zu sterben, wo er gerade ein Plätzchen fand.

Kaffern beim Einkauf. Eine nette Episode erzählt ein Korrespondent der „Köln. Ztg.“ aus Okombahe in Deutsch-Südwestafrika: „Alle viertel oder halbe Stunde etwa kommen schwarze Käufer, gewöhnlich zwei, drei zusammen und äußern zögernd in ihrem gemischten Deutsch-Kaffersch ihre Wünsche. Auch hier bleibt der Weiße der Herr, und nicht der Kaufmann, sondern die Käufer sind die höflich ergebenden, denen mit der Verabfolgung der Ware eine besondere, durchaus unverdiente Gnade zufällt. — Eben kommen meine Jungen, Tsawidab und Fettge, Bergdamara Nr. 391, herein, und ich

bin gespannt, was sie verlangen werden. Verlegen grinsend, weil der Baas aus der Ecke zusieht, bringt Tsawidab, der gewandtere, die Anliegen vor: „Mister gib mir ein Tuch!“ — „Was für eins, rot oder blau, grün oder dies da?“ — „Da, dies, Mister.“ — Er breitet eins nach dem andern aus, am liebsten behielte er alle. — „Na, zeig' mir mal deine Mariwa (Geld).“ Er zählt seine ganzen fünf- und zwanzig Mark Monatslohn, den ich ihm vor zwei Stunden ausgezahlt habe, auf den Tisch und bekommt dafür fünf Tücher, die alle klein und dünn, aber sehr bunt sein müssen. Während auch Fettge seine Einkäufe besorgt, einen „Beiki“ (Rock) und ein Paar Stiefel, frage ich Tsawidab: „Na, Junge, nu sag' doch mal, was machst du denn eigentlich mit all' den Tüchern?“ — „Aita tita, tita!“ heißt die Antwort und ein sehr verlegenes Grinsen. Später erfahre ich von Schumann, daß sie natürlich für eine Omakeindu (Weib), für seine Braut, bestimmt sind, die auf Aubinhonis sitzt und die Tochter des reichsten Kaffern im Reservat sein soll. Wenn er noch ein Jahr gedient hat, dann soll in Okombahe kirchliche Trauung sein. Nun, Tsawidab ist ein hübscher, kluger Kerl, da ist ihm die gute Partie schon zu gönnen.

Schädigung durch drahtlose Telegraphie. Ein Sanitätsoffizier der französischen Flotte hat jüngst auf eine neue „Berufskrankheit“ aufmerksam gemacht, die die drahtlose Telegraphie verschulden solle. Während der letzten Wirren auf Marokko wurde auf seinem Schiffe die drahtlose Telegraphie fast unausgesetzt benutzt, und unter den Leuten, die dabei tätig waren, beobachtete er gewisse Augenkrankheiten, die sich nur auf diese neue Beschäftigung zurückführen ließen. Bei einem der Patienten hatte sich ein Ekzem (eine nässende Bläschenflechte) nahe an einem Auge, bei einem anderen ein solches an dem einen Handgelenk entwickelt. In Berücksichtigung der Intensität der übersprungenen Funken beim drahtlosen Telegraphieren liegt die Annahme nahe, daß dadurch auch eine Konjunktivitis (Bindehautentzündung des Auges) bei den Operierenden erzeugt werden kann. Glücklicherweise ist das dagegen empfohlene Mittel ebenso einfach wie sicher wirksam. Es besteht im Tragen von blauen oder andersfarbigen Brillengläsern, die das Auge vor dem Einfluß der ultravioletten und anderer schädlichen Lichtstrahlen schützen. Neurasthenie und andere Nervenstörungen sind jetzt unter dem französischen Flottenpersonal ebenfalls häufiger als früher, und der Arzt vermutet deren Ursache auch in der immer mehr zunehmenden Benutzung der Elektrizität.

Die Zuflucht des französischen Adels. Seit dem Ende des zweiten Kaiserreichs gilt der französische Adel nicht mehr allzuviel; Diejenigen, die in der Wahl ihres Geschlechts nicht besonders vorsichtig waren, mußten bald die traurige Erfahrung machen, daß sie das Leben, das dem Paris vor 1870 seinen Glanz verliehen, nicht mehr führen könnten. Vor allem Eins: die Bürgerlichen pumpen nur noch gegen Sicherheit, und das zu leisten war für die, deren Besitz ohnedies schon verschuldet war, eine Unmöglichkeit. So kam es, daß die „Oestliche Straßenbahn“ heute auffallend viel Adelige unter ihren Angestellten hat. Da ist der Baron d'Arsonval, der Neffe des bekannten gleichnamigen Mitgliedes der Akademie, Schaffner auf der Linie nach Noget, da ist der Hilfsschaffner de Linguenil, da sind de Montagnon, de Riban und viele, viele andere, deren Namen bei Hofe einen guten Klang hatten, deren Väter und Großväter noch vierspännig zum Bois oder in die Champs Elisees fuhren. Ihre allerletzte Zuflucht ist die Straßenbahn.

Wie alt ist der Kompaß? Bei der ungeheuren Wichtigkeit des Kompasses für die Seeschiffahrt und dem hohen Alter der Schiffahrt sollte man meinen, daß der Kompaß ebenfalls ein uraltes Instrument sein müsse. Bisher aber wußte man nichts davon, denn die älteste europäische Urkunde, welche von der Verwendung der Richtkraft der Magnethnadel Kunde gibt, stammt erst aus dem 11. Jahrhundert. Im 12. Jahrhundert allerdings war der Kompaß schon eine ganz allbekannte Sache. Aus dem Orient hat man Nachricht von einer „Wasserbussole“ erst aus dem Jahre 1242, die älteste chinesische Urkunde stammt erst aus noch späterer Zeit, dem Jahre 1297 n. Chr. Jüngst hat nun aber der Italiener Timoteo Bertelli nach eifriger Studien japanischer und chinesischer Beschreibungen und Karten festgestellt, daß der Kompaß der Chinesen doch schon viele Jahrhunderte vor der christlichen Zeitrechnung bekannt war, und daß diese die eigentlichen Erfinder auch dieses Instrumentes gewesen sind, wie so vieler anderer Dinge, z. B. des Papiers, der Lackfarben, des Porzellans, des Schießpulvers usw., das die Europäer erst mühsam erfinden mußten. Die Urgestalt des Kompasses war eine schwimmende Magnethnadel in der Form eines menschlichen Körpers mit nach Süden ausgestreckter Hand.

Juwelenglauben. Es ist eine bekannte Tatsache, daß vielen Juwelen bestimmte Einflüsse auf das Schicksal der Träger zugeschrieben werden. Allgemein bekannt ist, daß Perlen Tränen bedeuten. Es gab und gibt deshalb nicht wenige Frauen, die diesen doch sonst so hoch angesehenen und ebenso kostbaren wie kleidsamen Schmuck nur mit einer Art von abergläubischer Scheu anlegen. Erst wenn die Erfahrung ihnen bewiesen hat, daß das Tragen des köstlich schimmernden Perlenhalsbandes durchaus nicht immer Tränen zur Folge hat, verliert sich die Angst. — Der Diamant stand in früheren Zeiten in dem Rufe, erstens dem Besitzer Macht über andere Leute zu verleihen und zweitens seine Gesundheit zu sichern. Ganz besonders sollte er vor dem Wahnsinn schützen. Die Reichen und Vornehmen trugen ihn deshalb gern als Amulett. Bei manchem hat sich dieser Glaube bis heute nicht verloren. — Auch der Türkis wird noch heutzutage von nicht wenigen Leuten als Schutzmittel gegen gesundheitsstörende Einflüsse hochgeschätzt, und zwar soll er vor plötzlichen Verletzungen, vor'm Absturz und vor'm Ueberfahrenwerden bewahren. — Als Schutz vor'm Wahnsinn gilt nicht nur der Diamant, sondern auch der Topas. Er soll die magische Fähigkeit besitzen, den irren Geist zu beruhigen und den verstand-zerrüttenden Einfluß überirdischer Mächte zu bannen. — Wer in schweren Unwettern einen Ring oder sonstigen Schmuckgegenstand von Achat bei sich trägt, soll vor einem Erschlagenwerden durch den Blitz sicher sein. — Heilkräfte werden auch dem Bernstein zugeschrieben. Kleinen Kindern, behauptet man, erleichtert er das Zahnen, ebenso verhindert er Halsschmerzen und geschwollene Mandeln. Bernsteinketten werden daher in vielen Volkskreisen mit Vorliebe getragen. — Dem Opal traute man ehemals die Kraft zu, seinen Träger in den Augen der Menschen liebenswürdig erscheinen zu lassen. In der Neuzeit dagegen versieht man sich von ihm solcher heilsamen Dienste nicht, sondern schreibt ihm allerhand verderbliche Wirkungen zu. Dasselbe ist beim Amethyst der Fall. Der Rubin soll, wie man sagt, Blutvergießen in Aussicht stellen. — Der Smaragd dagegen soll Glück bringen und ein heiteres, hoffnungsvolles Gemüt verleihen, und dem Beryll schreibt man die Kraft zu, zwischen Ehegatten ein gutes Einvernehmen herbeizuführen.

Die zehn Gebote der Ehefrau. Der Rev. W. Bustard, der an der von dem Milliardär Rockefeller in Cleveland in Ohio begründeten Baptistenkirche als Geistlicher wirkt, hat zu Nutz und Frommen der Ehefrauen zehn Gebote aufgestellt, und rät den Männern, eine Abschrift dieser seltsamen Gesetzestafeln im Boudoir ihrer Gattinnen neben dem Toilettenspiegel aufzuhängen. Die zehn Gebote des auf den Ehefrieden seiner Pfarrkinder bedachten Baptistenpredigers lauten wie folgt: 1. Heirate aus Liebe, und nicht, um des Geldes willen. Ein echter und rechter Mann ohne Geld ist mehr wert als das Geld in der Hand eines Schwächlings. 2. Kleide dich weder zu auffallend noch zu bescheiden. Die wahre Mode ist und bleibt der gute Geschmack. 3. Eine Frau in den Schritt hemmenden Röcken und ein Mann mit geflickten Hosen bilden ein lächerliches Paar. 4. Wenn du die Königin deines Hauses sein willst, so verbringe deine Tage nicht außerhalb deines Heims. 5. Behellige mit deinen kleinen Verdrießlichkeiten nicht die Nachbarinnen, sie haben mit ihren eigenen Angelegenheiten genug zu tun. 6. Sei geduldig und verträglich. Denke daran, daß die Freunde immer bereit sind, deinen Gatten mit offenen Armen zu empfangen. 7. Verzichte auf den Versuch, deinem Spiegelbild mehr Reize abzugewinnen, als dir Mutter Natur erwiesen hat. 8. Vernachlässige deine Kinder nicht. Sei ihnen gegenüber streng, aber gerecht. Lehre ihnen beizeiten, daß der Erwachsene im Leben auf mütterliche Nachsicht nicht mehr zu rechnen hat. 9. Versäume nicht, dem Schaffner der Straßenbahn immer das richtige Alter deines Kindes anzugeben. Ein Kind, das zu Hause acht und im Straßenbahnwagen sechs Jahre alt ist, gewöhnt sich das Lügen an. 10. Vergiß nicht, daß das Haus das Reich der Frau ist, in dem sie als absolute Herrin, in der Ehe aber als konstitutionelle Souveränin herrscht.

Eine mißglückte Huldigung. Eine peinliche Erinnerung für König Peter von Serbien wird mit dem Gedanken an dem Empfang im Pariser Stadthause verknüpft bleiben. Man hatte natürlich für diesen Besuch des Serbenkönigs eine Musikkapelle in der Halle aufgestellt. Es wurde zuerst die Marseillaise und dann die Serbenhymne gespielt. Aber der Musikverleger, bei dem man sich dafür die Noten gekauft, hatte sich um historische Feinheiten nicht bekümmert. Er hatte seelenruhig der Stadtverwaltung die Serbenhymne verkauft, die vor der Thronbesteigung Peters I. in Ehren war. Diese Hymne ist aber nach der Ermordung Alexanders und Dragas in Serbien streng verboten worden. Peter I. verlor aber seine Kaltblütigkeit nicht, sondern hörte die Hymne ruhig an und sprach sich sogar sehr lobend über die Ausführung aus. Was er aber dabei gedacht haben mag!

Nützliches

Die Toilette des Fußes. Die wichtige Frage der Fußbekleidung ist durch eine Reihe von Jahren in der Mode arg vernachlässigt worden; die langen schleppenden Kleider verhüllten mehr oder weniger die Schönheit des Fußes unter ihren Falten, die Damen legten deshalb auf die Schuhe und Strümpfe weniger Wert, und so war der Geschmack einer eleganten und raffinierten Fußbekleidung, die Kunst, die schlanke Schönheit des Fußes zu heben, fast völlig in Verfall geraten. Das ist nun anders geworden. Die kurzen, fußfreien Röhre legen auf Schuhe und Strümpfe einen besonderen Accent, und so tauchen jetzt unter Spitzen und feinen Geweben

so entzückende Gebilde auf, wie sie selbst der Märchenprinz an Aschebrödel nicht schöner bewundern konnte. Es gibt heute eine „große Toilette“ des Fußes, wie es eine große Toilette für die ganze Kleidung gibt. Braune Schuhe sind arg verpönt. Sie werden höchstens noch bei weiten Spaziergängen über Land oder auf Bergbesteigungen getragen. In eleganten Seebädern, die ein Miniaturbild des vornehmen Paris in diesen Sommermonaten darbieten, erscheint zum gewöhnlichen Strand- oder Promenadekostüm weißer Schuh und weißer Strumpf, die aber nach dem pikanten Kontrastgefühl der jetzigen Mode eine schwarze Nuance haben müssen, entweder breite schwarze Spitze oder an den Strümpfen schwarze Verzierungen. Die Seidenstrümpfe, die aus zartestem, feinstem Gewebe sind, schmiegen sich wie ein dünner Hauch um den Fuß und betonen in ihren geschickten Ornamenten den Bau des Fußes, so daß ein feiner Spann, ein zarter Ansatz des Knöchels schön zur Geltung kommt. Die seltenen Farbentöne, in denen diese durchbrochenen Hüllen prangen, sind so mannigfaltig und so fein, daß die Damen sich ihre Strümpfe extra färben lassen müssen. Die Mode befiehlt nämlich, während sie in der Toilette schwarz und Weiß bevorzugt, eine starke, bunte Koloristik der Fußbekleidung. Die entzückendsten Farbenschattierungen erscheinen in dem weichen Leder und Rehfell der Schuhe, in der Seide der Strümpfe, da sie in ihrem Farbenton genau zu Hut oder Schärpe passen müssen. So trägt man z. B. zu einem Kostüm aus weißen Cantillyspitzen über weißseidenem Unterkleid Schuhe und Strümpfe, die auf das Feinste mit dem Petunien-Violett der Schärpe harmonisieren. Naturblaue Schuhe und Strümpfe findet man sehr häufig zu gleichgefärbten Hüten. Am praktischsten ist die graue Fußbekleidung, sie macht den Fuß schlank, ist unauffällig, aber kann bei großer Toilette nicht verwendet werden. Zur Abendtoilette waren früher Seidenschuhe in Gold- und Silbertönen am beliebtesten. Sie gelten heute als vulgär. Eine helle Farbenfreude herrscht heute auch in diesen feinen und kostbaren Schuhen; auf buntem Grunde prangen Stickereien aus Gold- oder Stahlperlen, prunkende Schnallen und reicher Schmuck. Zu der kostbaren, farbenfrohen Note, die die „große Toilette“ des Fußes anschlügt, passen die Handtaschen, die heute für eine elegante Dame unentbehrlicher denn je sind. Die Ledertasche, selbst die teuerste, ist verpönt. Sie darf höchstens am Morgen zu einem Schneiderkleid getragen werden und ist dann mit Monogramm und Ornamenten in feiner Silberarbeit verziert. Beim Seidenkleid am Nachmittag wird eine sehr kleine und flache Tasche getragen, die aus demselben Stoff wie das Kleid sein muß und ein Monogramm aus Diamanten trägt. Besonders erlesene Werke des Geschmacks sind die reichbestickten weißseidenen Taschen mit Beschlägen im Renaissancestyl, die von einer kleinen Franse umrahmt sind und an langen weißen seidenen Schnüren getragen werden.

Technisches.

Wie die Elektrizität wirkt. Wir wissen daß Elektrizität ein mächtiger Heilfaktor ist. Ueber die Art ihrer Wirkung sind wir aber noch nicht ganz im Klaren. Zwar hat schon 1848 der Berliner Physiologe Du Bois-Reymond nachgewiesen, daß im lebenden Muskel und Nerven konstant elektrische Ströme kreisen. Somit muß jeder menschliche Körper stets Elektrizität entwickeln, denn es finden ja während des Lebens fortgesetzt Veränderungen

im Gleichgewicht der Moleküle des Körpers statt, und die molekulare Bewegung der Körper bringt oben stets Elektrizität hervor. Diese Elektrizitätsmenge soll nach Edison bei einem gusenden erwachsenen Menschen völlig dazu genügen, um ein elektrisches Licht von drei Normalkerzen zu unterhalten. Weiter geht aus den elektro-physiologischen Untersuchungen Pflügers und Werigo's hervor, daß ein jeder Vorgang im Nerven auf einem elektrischen Prozeß beruht, daß jeder Reiz, der den Nerven trifft, einen elektrischen Strom in ihm auslöst, der durch die sensitiven Nerven eine zur Empfindung gelangende, durch die motorischen Nerven aber eine in die Erscheinung tretende Arbeit verrichtet. Damit wird der elektrisch hervorgerufene Reiz der Nerven mit jenem unbekanntem, im Nerven wirkenden Agens, genannt Nervenprinzip, gleichgesetzt. Das alles ist aber nicht für Jeden verständlich. Viel näher kommt unserem Einsehen der Chemismus der Elektrizität. Da hat uns die Elektrochemie eine Reihe von Tatsachen kennen lernen lassen, die für die Grundlagen der Elektrotherapie höchst bedeutsam und interessant sind. Wir wissen nämlich, daß ein elektrischer Strom, der eine Flüssigkeit passiert, die Salze in Lösung enthält, die gelösten Bestandteile in zwei Komponenten, die sogenannten Ionen, spaltet. Diese haben entgegengesetzte elektrische Ladungen und wandern nach den beiden Polen hin. Jene Ionen, die nach dem negativen Pol hinstreben, nennen wir Kationen, die aber, die nach dem positiven Pol wandern, die Anionen. Die Kationen werden durch den Wasserstoff und die Metalle, die Anionen durch die Säureradikale einschließlich der Halogene und die Hydroxylgruppe repräsentiert. Ganz die gleichen Vorgänge wie in einer Salzlösung spielten sich auch im menschlichen Organismus ab, sobald er von einem Strom getroffen wird. Es liegt daher der Gedanke nicht sehr fern, daß bei verschiedenen pathologischen Prozessen gewisse Krankheitsprodukte, wie zum Beispiel entzündliche Exsudate, Ablagerungen usw., durch den Strom gespalten und für die Ausscheidung zugänglich gemacht werden.

Etwas zum Lachen.

Wenn du bringst' Madame Marianne
In die Stube rein die Wanne,
Weil die Dame drin will baden
Mal die Füße, mal die Waden, —
Lasse die Vertraulichkeiten,
Hüte dich vor Schändlichkeiten,
Denn die schönste Badewanne
Wird dann zur Blamagen-Pfanne.

Stoßseufzer eines Junggesellen.
Wer nie versalzene Suppen aß,
Wer nie vor lederzähen Klößen
Und halbverbrannten Schnitzeln saß,
Vor dem will ich mein Haupt entblößen,
Ihn fragen froh und freudiglich:

Kasernenhofblüte. Unteroffizier (beim Laufschrift): „Kerls, wenn Ihr nun noch Regenschirme stehen lassen könntet, würde man euch für Professoren halten können, so zerstreut looft ihr hier rum!“

Katastrophe. Schüler (dem eintretenden Lehrer den ruinierten Globus entgegenhaltend): „Entschuldigen Sie, Herr Doktor, die Erde dreht sich nicht mehr, der Emil hat die Erdachse verbogen.“



Seine Auffassung. Paul: „Durch heitern Sinn läßt sich viel erreichen!“ — John: „Sehr richtig; ich zum Beispiel mache immer ein vergnügtes Gesicht, dann meinen die Leute, es geht mir gut, ich habe Geld, und — ich habe überall Kredit!“

Gaunerhumor. Einbrecher: „Heute Nacht werge ich mal dem Arzte Seligmacher einen kleinen Besuch abstatten. Die Brechstunde wird auf halb zwei Uhr angesetzt.“

Merkwürdiges Zusammentreffen. Student: „Heute nacht träumte mir, ich wäre ausgeraubt worden, und wie ich am Morgen erwache und nachsehe, habe ich tatsächlich keinen Pfennig mehr im Sack!“

Der Seebär. Ein alter Seekapitän ist zur Kartenpartie eingeladen. Während des Spieles geraten die Damen in Uneinigkeit. „Euer Gnaden spielen aus,“ sagte Fräulein von und zu Guestchen. — „Nein, Euer Gnaden!“ — „Gewiß, Euer Gnaden!“ — Da reißt dem Kapitän die Geduld: „Euer Gnaden hin, Euer Gnaden her — spiel' aus, alte Schachtel!“

Mißverständnis. Herr: „Aber ich bin ja gar nicht Doktor der Medizin; ich Doktor der Rechte!“ — Besuch: „Ja, da können Sie mir allerdings nicht helfen, ich habe nämlich den linken Arm verrenkt!“

Hoffnungslos. Die junge Frau eines betagten Millionärs stellte den Arzt, der vom Lager ihres Gatten kam, an der Tür. „Lieber Doktor,“ sagte sie unter heftigem Schluchzen, „können Sie mir Ho—Hoffnung g—geben?“ — „Ich glaube kaum,“ erwiderte der ruppige alte Arzt. „Sein Alter könnte zwar bedenklich machen, aber seine erstaunliche Lebenskraft wird ihm sicher durchhelfen.“ —

Spahn. „Hüte dich vor Frauentränen: So naß sie auch sind, setzen sie dich doch leicht aufs Trockene!“

Anerkennung. Bräutigam (zum Briefträger): „Sagen Sie mal, meine Braut ist wohl immer selig, wenn Sie ihr einen Brief von mir bringen?“ — „O, und wie! Jedesmal kriege ich einen Kuß von ihr!“

Frauenhilfe.

Zu diesem Thema erhalten wir folgende beachtenswerte Zuschrift: Vor Jahren ist in Deutschland aus dem Boden des evangelisch-kirchlichen Hilfsvereins die Organisation einer „Frauenhilfe“ erwachsen. Die meisten von uns hier draußen wissen wohl wenig von ihr. Denn sie tut stille Arbeit, wie es dem wahren Wesen der Frau entspricht, stille und doch so nötige und segensreiche Arbeit. Sie agitiert nicht für Wahlrecht, Gleichstellung mit dem Manne usw. Sie hat sich die Erweckung und Indienststellung der in der christlichen Frauenarbeit ruhenden Kräfte und praktischen Gaben für das Familien- und Volksleben zur Aufgabe gemacht und sich in zielbewußter Weise in immer wachsendem Maße in den Dienst an Armen und Kranken, Gefallenen und Gefährdeten, an der weiblichen Jugend, an Müttern etc. gestellt. Krankenpflegestationen und Krankenküchen sind von diesem Frauenverband errichtet, Beihilfen für die kirchliche Gemeindepflege gegeben worden. Krippen und Kleinkinderschulen wurden von hier aus ins Leben gerufen und Frauenheime für Durchreisende oder Erholungsbedürftige. Helferinnen wurden für ländliche Krankenpflege ausgebildet. Kurz, was an helfendem, fürsorgendem Sinn im Wesen jeder rechten Frau liegt, wurde in der „Frauenhilfe“ organisiert, besonders als Dienst der

Frau an Frauen und Kindern. Und daß das nicht ein zufälliger Gedanke, nicht eine willkürliche Betätigungssucht war, sondern daß diese Gründung einem dringenden Bedürfnis entsprochen hat, ist heute ausser jeder Frage gestellt.

Als nun in den letzten Jahren sich in auffallender Weise in Deutschland das Interesse für die Landsleute im Auslande zu regen begann, als auch in breiteren Schichten der Gedanke Fuß faßte, daß „die da draußen“ nicht als verlorenes Gut zu betrachten seien, und als besondere Vereine es sich sogar zur speziellen Aufgabe gemacht hatten, in der Heimat die Kenntnis von den Auslandsdeutschen zu vermitteln, da regte sich auch die starke deutsche Frauenseele. Hüterin der Schwelle des Hauses wollte sie nicht nur daheim sein. Auch die Frauen und Mädchen und Kinder dort in der Fremde, die unter oft weit schwierigeren Verhältnissen zu ringen und zu kämpfen haben, umfaßte sie mit ihrer Liebe. „Es gehört zum Heiligtum deutschen evangelischen Lebens ein Familienleben“, so riefen Frauen den anderen deutschen Frauen zu. „Es ist die Urzelle menschlicher Gemeinschaft. Wir Deutsche besonders sind dankbar für das, was Gott uns im Familienleben schenkt. Darum gilt, draußen zu helfen, daß ein Familienleben wieder möglich, kräftig und warm wird. Und darum gilt, die Frauen zu stützen, sie aufzurichten, sie hoch zu halten. Ihnen gilt beizustehen in allem, was die Pflege des Familienlebens fordert. Dazu ist weibliche Diakonie nötig.“ So fürte der Gedanke, den Segen der Frauenhilfe auch ins Ausland zu tragen, am 27. Oktober 1908 zur Gründung des Vereins „Frauenhilfe fürs Ausland“, der seitdem weibliche Kräfte sammelt, besonders gern aus dem Auslande selbst, um sie nach gründlicher Ausbildung wieder an die Gemeinden abzugeben, die ihrer bedürfen. Und es sind zunächst die deutschen Siedlungsgebiete in Südamerika, also vor allem in Brasilien, denen solche Fürsorge zugute kommen soll. Bald werden die ersten Botinnen der deutschen Frauen zu uns herüberkommen, denen in São Leopoldo (Rio Grande do Sul) ihre Zentralstation zugewiesen sein wird. — Zahlreiche Zweigvereine der „Frauenhilfe“ haben sich seitdem in den einzelnen Gemeinden hier gebildet, um diesen das Feld zu bereiten, aber um zugleich auch selber Hand an das Werk zu legen, für dessen Notwendigkeit und Wichtigkeit den Frauen die Augen aufgegangen sind. Solche Liebestätigkeit der Frau an Frauen und Kindern gestaltet sich naturgemäß anders in den Kolonien von Rio Grande do Sul und Santa Catharina als in den Großstädten. Aber auch die Großstädte bedürfen ihrer dringend. Denn die Hilfsvereine sind unmöglich imstande, sie völlig zu ersetzen.

Dieser Gedanke hat sich nun in den Kreisen unserer deutschen Kolonie zu dem Plan verdichtet, eine Frauenhilfe auch hier zu organisieren. In aller nächster Zeit will die Deutsch-Evangelische Gemeinde die deutschen Frauen zu einer Gründungsversammlung aufrufen, auf der die besonderen Aufgaben, die hier zu erfüllen sind, verhandelt werden sollen. Die, welche sich schon vorher über die Sache Auskunft holen wollen, erhalten dieselbe jederzeit im deutschen Pfarrhause Rua Visconde do Rio Branco Nr. 10.

Deutsch-evangelische Gemeinde Rio de Janeiro (Rua Menezes Vicira, ant. Rua dos Invalidos Nr. 119): Jeden Sonntag Gottesdienst, vorm. 10 Uhr, am letzten Sonntag des Monats Abendgottesdienst 7½ Uhr.



Feuilleton

Die Streiche der schlimmen Paulette.

Roman von Karl Hans Strobl.

3.

(Fortsetzung.)

„Ihre Regierung läßt mich sehr lange warten Sir,“ sagte sie, „ich habe Ihnen eine Menge von Nachrichten hinterbracht, ich kann sagen, daß ich Ihretwegen hier geblieben bin, länger, als es meine Verhältnisse zulassen . . . und es fällt Ihnen nicht ein, sich zu entscheiden.“

„Sie müssen Geduld haben, Madame,“ sagte Campbell so langsam, als wollte er sie schon durch den tropfenweisen Fall seiner Worte an diese Tugend gewöhnen, „man arbeitet bei uns nicht so schnell. Vielleicht hat man erst Erkundigungen eingezogen? Man will nicht ohne weiteres gegen englische Untertanen vorgehen, ohne ihre Rechtsansprüche geprüft zu haben. Sie wissen, Madame, daß man Ihre Papiere abverlangt hat. Nun — die Untersuchung Ihres Falles ist in London noch nicht beendet.“

Es war sehr kühl in dem dämmrigen Arbeitszimmer des Engländers. Die Fensterladen waren fast geschlossen, nur durch schmale Spalten schoben sich die Goldplatten des Sonnenlichtes und zerlegten das Zimmer in drei Zellen. In der ersten saß Sir Campbell an seinem ungeheuren Arbeitstisch, auf dem man sich nur mit Hilfe einer Landkarte zurechtfinden zu können schien, in der dritten fieberte die Gräfin trotz der kühlen Dämmerung auf dem steillehnen Sofa.

„Sie prüfen und untersuchen,“ sagte sie empört, „und inzwischen wird Ihnen Napoleon durch die Finger gleiten.“

„Wenn er Flügel hat oder in einem Luftballon davonfährt, sonst nicht.“

„Er will Ihnen zur See entkommen, vor Ihren Augen,“ rauschte die erbitterte Gräfin. „Ah, Sie vergessen, daß Englands Hand auf allen Meeren liegt,“ lächelte Campbell. Das war der prachtvolle Stolz der Briten, der die alten Meeresgottheiten entthront hat.

„Ihre Zuversicht ist allzugroß, um nicht durch die Ereignisse Schaden erleiden zu können.“

„Es wäre Wahnsinn, wenn Napoleon den Versuch machen wollte, durch unsere Schiffe zu entkommen.“

„Er wird diesen wahnsinnigen Versuch unternehmen, verlassen Sie sich darauf. Es sind alle Anzeichen vorhanden . . . ich will ihre Aufmerksamkeit darauf hinlenken, wenn . . .“ Sie unterbrach sich für einen Augenblick, zögernd, ob sie den letzten Schimmer der vornehmen Dame preisgeben sollte. Dann sah sie Herrn Spagliaris erbittertes Gesicht wie vor sich und den Hausknecht, den er vor ihre Türe als Wache gesetzt hatte, damit man nicht etwa heimlich ihre Koffer fortbringen könnte. „Nun brauche ich Geld,“ sagte sie brutal, „ich kann meine Hotelrechnung nicht bezahlen.“

„Wieviel beträgt die Rechnung?“ fragte Campbell mit trockener Selbstverständlichkeit.

„Siebentausend Franken!“

„Sie verlangt siebentausend Franken,“ dachte Campbell, „dann ist es sicher, daß die Hotelrechnung sechstausend ausmacht.“ Er lächelte nach innen vor Vergnügen über seine Kenntnisse in der Mathematik der Abenteurer. Aber er hatte immerhin einen kleinen Fehler begangen. Die Rechnung machte nämlich bloß fünftausend Franken aus.

Ohne ein Wort zu verlieren ging Sir Campbell auf den Kasten zu, der in der mittleren der drei Zellen stand. Dieser Kasten sah in seiner gedrungenen Wahrhaftigkeit aus wie ein eiserner Bulldogg. Er

Pianos



das beste deutsche Fabrikat

Alleinirrterte Veer für den Staat São Paulo:

Barbosa & Lucchesi

Rua Barão de Itapetininga N. 20. — S. PAULO

bewahrte das Geld, das dem Colonel von seiner Regierung schon längst für einen Fall wie diesen angewiesen worden war. Die englische Regierung zahlte, aber sie wünschte nicht, irgendwie offiziell beteiligt zu werden.

Campbell zahlte das Geld auf den Tisch vor dem Sofa.

„Kann ich Ihnen sonst noch dienen?“ fragte er.

„Ich bitte Sie um Reisegeld nach Genua . . . für alle Fälle, wenn man hier entdecken sollte, daß ich es gewesen bin, die Ihnen . . . nun, es könnte plötzlich für mich sehr ungemütlich werden.“

„Wie hoch berechnen Sie die Reisekosten?“

„Man muß die Schafe scheren, solange sie Wolle haben,“ dachte die Gräfin. Und sie zog die Stirn in Falten, daß sich in der Puderschicht Längsfurchen bildeten, und berechnete die Reisekosten mit dreitausend Franken. Ihre durch Atropin belebten Augen sahen den Colonel erwartungsvoll an. Aber Campbell bewahrte die britische Starrheit und legte noch drei Tausendfranknoten zu den übrigen.

„Ich bitte sie noch um eine kleine Quittung,“ sagte er dann.

Auch die Quittung war schon vorbereitet, und es mußte nur der Betrag eingefügt werden. Die Gräfin setzte ihren vollen klingenden Namen in zierlichen Buchstaben auf das Papier. Diese Buchstaben erinnerten an die lustigen und eigenwilligen Schnörkel der Parkgitter von Versailles, an die übermütige Ornamentik der Zeiten vor dem großen Kehraus, sie bogen und wanden sich in fideler Ueppigkeit umeinander und endeten dann mit einem drolligen Drachenschweif, der an die chinesischen Liebhaberinnen des Rokoko gemahnte. Diese Unterschrift gehörte einem sehr gescheiten, launischen und ironischen Brief, in dem eine Weltame ihrem galanten Philosophen bizarre Ansichten über Gott und Menschen mitteilte.

Auf dieser Quittung über zehntausend Franken aber war die Unterschrift wie das Symbol einer bettelhaften Intrigue.

Und als ob dies nun festgestellt werden sollte, sagte Sir Neil Campbell im Geschäftston des Tatsachemenschen: „Ich hoffe, Madame, daß Ihre Nachrichten zehntausend Franken wert sind.“

Die Gräfin Rohan erhob sich und ging zu einem der Fenster. Sie stieß den Laden zurück, daß die Dreiteilung des Zimmers sich im Licht löste. Man sah ein Stück der Stadt und des Hafens: „Was sehen Sie da unten, Sir Campbell?“ fragte sie.

„Ich sehe den Hafen und Schiffe . . .!“

„Nun — welche Schiffe?“

„Da ist die französische Fregatte, die gestern eingelaufen ist. Der „Zéphir“, wenn ich nicht irre, gleich daneben der „Inconstant“ . . . Dann verschiedene Fischerboote . . .“

„Ganz richtig . . . und bemerken Sie nichts an dem „Inconstant“?“

„Es wird auf ihm gearbeitet.“

„Er wird frisch gestrichen, mein Herr. Er ist vorgestern aus Livorno zurückgekommen und erhält einen frischen Anstrich in einer anderen Farbe.“



„Sio glauben das hätte etwas zu bedeuten?“ lächelte Campbell.

Es bedeutet, daß der Kaiser Vorbereitungen trifft, Elba zu verlassen. Napoleon gibt seinem Schiff eine Maske. Nun — er hat die Schebecke „Etoile“ gekauft, die auf der anderen Seite des „Zéphir“ liegt — nehmen Sie ihren Gefangenen in acht, Sir Campbell.“

Aber diese Warnung brandete nur ganz ohnmächtig tief unten am Felsen von Campbells Unersehbarkeit. „Ist das alles?“ fragte er.

„Wollen Sie mehr? Auch die Fürstin Borghese will Elba verlassen. Ich habe es von ihrem Neger Don Juan, der mit einem kleinen Fischermädchen ein Verhältnis hat, durch die ich wieder alles erfahre. Sie wissen, wenn man verliebt ist, so gibt es Augenblicke, in denen man ein Geheimnis ebensowenig auf der Zunge behalten kann, wie eine glühende Kohle. Nun, Don Juan hat eine sentimentale Stunde gehabt. Er hat unter Weinen darüber geklagt, daß die Prinzessin von der Insel fort will. „Oh, man sollte den Kaiser mit Ketten an den Felsen schließen, damit er nicht fort kann!“ war der Schlußseufzer seiner Lamentation. Er war selber darüber erschrocken, nun ihm das so zwischen den Zähnen entkommen war.“

„Negerphantasien!“ sagte Campbell, „oder Ihr Fischermädchen hat sich interessant machen wollen.“

„Nein, vergessen Sie nicht, daß dieser Don Juan der Prinzessin die intimsten Handreichungen leistet. Und sie wissen ja, daß deren Zahl Legion ist, eine ganze Wissenschaft von so viel Bänden, wie sämtliche Gelehrten der Akademie zusammen in einem Jahr nicht auslesen könnten. Man kann vor Gott ein Geheimnis haben, aber nicht vor dem Neger, der über unsere Verdauung zu wachen hat.“

Campbell bedauerte einen Verlust von zehntausend Franken. „Sie irren, Madame! Ich bin besser unterrichtet. Napoleon hat ganz andere Pläne gehabt. Sie haben sich auf eine Erhebung Italiens gerichtet. Nun — es scheint, als ob er auch diese aufgegeben hätte. Vorgesetzt hat er einen Boten an Murat aus Livorno zurückrufen lassen. Murats Haltung ist ihm unentschieden.“

Jetzt aber kämpfte der Ehrgeiz der Gräfin um die Bedeutsamkeit ihrer Beobachtungen. Sie hatte zehntausend Franken bekommen, und wollte ihre Nachrichten nicht als wertlos abgetan haben. „Hüten Sie sich, Sir: diese Anzeichen allzu leicht zu nehmen,“ sagte sie entrüstet, „Sie haben eine große Verantwortung. Wenn Europa wieder in Brand gerät, so sind Sie daran schuld.“

„Ich bin mir meiner Verantwortung bewußt. Ich rede nicht ins Blaue hinein. Ich will Ihnen beweisen, daß der Kaiser in allem Ernst daran denkt, sich mit Elba zu begnügen. Gestern hat eine Sitzung des Staatsrates von Elba stattgefunden. Drouot und Bertrand und die zwölf Delegierten der Insel unter dem Vorsitz des Kaisers. Wissen Sie, worüber man gesprochen hat? Ueber die Eisengruben von Rio natürlich, wie immer. Die liegen doch dem Kaiser sehr am Herzen, weil er Geld braucht. Dann hat man über neue gesundheitspolizeiliche Vorschriften beraten. Vorige Woche hat der Kaiser begonnen, sein kleines Landhaus in San Martino umzubauen. Vor einigen Tagen hat er befohlen, das Tor von Terre erweitern zu lassen, und er ist jeden Tag dort, um die Arbeiten zu überwachen. Wollen Sie noch etwas? Ich denke, das ist nicht das Betragen eines Mannes, der damit umgeht, übermorgen die Insel zu verlassen.“

„Es beweist nur, daß Napoleon imstande ist, selbst einen so klugen Mann, wie Sie zu täuschen.“

Campbell übersetzte sich die Aeüßerungen der Gräfin in ihren richtigen Sinn: Du bist eigentlich viel zu dumm, um einen Mann wie Napoleon zu bewachen. Er zuckte die Achseln. Das Gespräch begann ihn zu langweilen, obzwar es zehntausend Franken gekostet hatte. Diese Laugeweile strömte sogleich wie ein Fludium von ihm aus und gab der Gräfin den Anlaß zum Rückzug.

„Ich will Ihre Zeit nicht über Gebülir mit einer Sache in Anspruch nehmen, der Sie keine Bedeutung beilegen. Nur so viel: es wäre für Ihre Regierung vorteilhafter, wenn der Kaiser dem Mißtrauen eines ungebildeten Kerkermeisters ausgeliefert wäre.“

Dann raffte sie die Banknoten nachlässig zusammen und stopfte sie in ihr Handtäschchen. Ah — sie hatte ihre Nachricht verkauft, es war Sache des Käufers, sie zu verwerten.

Campbell begleitete sie zur Tür, in einer plötzlichen Anteilnahme an diese Frau.

Da ging das alte Frankreich hin, das galante, leichtsinnige, frivole Frankreich, dem man alles genommen und das man zu Betteleien und Spionagen erniedrigt hatte, in dem aber noch immer Anmut und Geist genug vorhanden waren, um einen ganzen neuen Zeitalter standzuhalten.

Als er abends den Hafen entlang ging, um die Arbeiten am „Inconstant“ zu betrachten, fiel das neue Zeitalter Frankreichs in Gestalt der Prinzessin Paulette über ihn her. Die Prinzessin kam mit ihrem prachtvollen Viererzug hinter ihm drein, daß die Granitwürfel donnerten und sprühten.

Der Wagen hielt bei Campbell an und die Prinzessin beugte sich heraus. Ihre Augen lachten wie ein ganzer Himmel voll frecher, ausgelassener, geflügelter Gassenjungen: „Hören Sie, Sir Campbell, Sie müssen übermorgen zu mir kommen. Es ist eine Art Abschiedsfest. Ich verlasse vielleicht die Insel. Jedenfalls feiere ich ein Abschiedsfest. Alles wird dort sein. Sie haben sich wenig um mich gekümmert, es ist wahr — aber gerade deshalb müssen Sie dort sein. Vielleicht verlieben Sie sich noch im letzten Augenblick . . .!“

Campbell aber beharrte in der bockbeinigen Gelassenheit Englands. Er sah die Prinzessin zuerst eine Weile an. Das war das neue Zeitalter Frankreichs. Es hatte noch die volle Anmut seiner Almen, aber nicht viel mehr von ihrem Geist.

Dann sprach er sein Bedauern aus, beim Abschiedsfest der Fürstin nicht zugegen sein zu können. Eine dringende Arbeit . . .

Paulette lächelte niederträchtig. Sie kannte die dringende Arbeit Campbells. Sie hieß Emica Castelli und wohnte in Livorno, Piazza Papellini 24. Und sie war die Dalila dieses bockbeinigen Simson, die übermorgen ihr Werk tun sollte.

Dann sagte sie, daß ihr das recht leid tue, nickte dem Colonel zu und fuhr weiter, daß die Granitwürfel des Hafendamms donnerten und sprühten.

Das Abschiedsgesicht Paulines hatte wie weiland Janus zwei Gesichte.

Das lächelnde war den Freunden zugekehrt, das trotzige aber drohte nach Madame Bertrand hinüber. Madame Bertrand hatte nämlich Paulette etwas angetan, was die Prinzessin nicht so ohne weiteres hinnehmen und verwinden konnte. Madame Bertrand hatte es gewagt, sich feiern zu lassen. Vor einigen Tagen hatte der Großmarschall, der in seine schöne und tugendhafte Gattin ungemein verliebt war, ihren Geburtstag festlich begangen. Man hatte eine kleine Wagenfahrt und ein Frühstück im Freien veranstaltet. Und abends war auf den Hängen des Mont Caponne ein Feuerwerk abgebrannt worden.

Die Prinzessin, die bei dieser Feier nicht Mittelpunkt und einziger Abgott hätte sein können, hatte

ihre Krankheit vorgeschützt, um die Einladung auszuschlagen. Als sie aber abends ans Fenster getreten war, da hatte sie vom Monte Caponne Raketen und farbige Leuehtkugeln aufsteigen gesehen, und jede zerkrachende Rakete und jede platzende Leuehtkugel hatte Brandlöcher in Paulettes Eitelkeit gefressen.

Da hatte sie rasch einen Spitzenschal ungeworfen, und war zu Madame Mère hinübergelaufen, um sich über diese Frechheit der Bertrands zu beklagen. Nach ihrer Ansicht kam die farbige Herrlichkeit eines Feuerwerkes nur fürstlichen Personen zu, und es war unverschämmt von dieser Madame Bertrand, sich in Gegenwart des Kaisers und seiner Mutter und Schwester durch Raketen und Leuehtkugeln feiern zu lassen.

Madame Mère teilte die Ansicht ihrer Tochter nicht, aber sie kannte Paulette gut genug, um sie nicht bekehren zu wollen. Anstatt sie erfolglos zur Vernunft und Mäßigung zu mahnen, gab sie ihr lieber den Gedanken ein, selbst ein Fest zu veranstalten und Madame Bertrand zu übertrumpfen.

Aus diesem Gedanken schoß die Tat mit bonapartistischer Geschwindigkeit. Es war ein Hinderniß zu nehmen. Der Kaiser hatte sich vorbehalten, zu allen größeren Unternehmungen seiner Schwester seine Zustimmung zu erteilen. Die Erlaubnis zur Versammlung des ganzen Hofstaates der Prinzessin mußte von ihm eingeholt werden. Pauline lief zu ihm, mit einer Fülle von schwesterlicher Zärtlichkeiten und Liebenswürdigkeit ausgerüstet. Ihre Unterredung mit dem Kaiser dauerte aber weit länger, als Pauline erwartet hatte. Und sie kam von ihr, weit ernster und nachdenklicher, als man es ihrem gaukelnden Lichtsinn jemals zugetraut hätte.

In dieser Unterredung hatte das Abschiedsfest zu seinen beiden Gesiechtern noch einen tieferen und geheimen Sinn gewonnen, der es für Pauline bedeutsamer machte, als sie geahnt hatte. Dieser Sinn beschwerte sie eine halbe schlaflose Nacht lang, wie ein Stein auf dem Grunde ihrer Seele. Als sie am anderen Morgen erwachte, lächelte sie schon wieder den neuen Ereignissen zu und ihre gute Laune entfaltete wieder die bunten Schmetterlingsflügel.

Die Beschwernis war mit richtigem Flittergold übersponnen, dessen Paulette ja einen ganz ungeheuren Vorrat in sich bewahrte.

Der Tag lachte dem Abschiedsfest seines ungezogenen Lieblings herzlich zu. Himmel und Meer waren wie bekränzt, und im Hafen wiegte sich eine geschmückte Bark auf den langen Wellen, die von einem übermütigen Wind von der hohen See hereingetrieben wurden.

Eine Seefahrt sollte das Fest einleiten.

Der erste von Paulettes Gästen war General Drouot. Ihm war der Verzicht auf seine schönen Morgenstunden sehr schwer geworden, und zu seinem eigenen Entsetzen hatte er sich mehr als einmal darüber ertappt, daß er sich innerlich gegen Napoleons grausames Verbot empörte. Mit Wehmut betrachtete er seine Memoirenbibliothek, und wenn seine Sehnsucht recht qualvoll wurde, stürzte er sich wütend in ein nutzloses Lesen. Wenn er dann mit pikanten Historehen und Skandalgeschichten bis obenhin vollgestopft war, so warf er das Buch zornmütig in eine Ecke, stützte den Kopf in die Hände und wartete, bis er platzen würde. Sein durch Paulette entfaltetes Erzählertalent war zu einer Strafe ausgeartet, die sich schwer ertrug. Aus dem General Drouot war ein geheimer Casanova geworden.

Nun wurde ihm das Glück zuteil, das grausame Verbot aufgehoben zu sehen und der Prinzessin wieder nahe kommen zu dürfen. Aber dieses Glück

trug ein „Zu spät“ auf der Stirne, und in Drouots Herzen brannte ein leidvolles Aber.

Dieses Aber stand auch auf seinem Gesiecht, als er nun mit Kalpaek, Säbeltasche und Ringkragen bei Paulette angerückt kam.

„Sehr gut, mein lieber General,“ rief ihm die Prinzessin entgegen, „ich bin mit Ihnen zufrieden. Sie kommen wie zur Parade.“

„Sie haben es so gewünscht,“ seufzte Drouot, „ich bin glücklich, Ihnen den Willen erfüllen zu können.“

„Ah, . . . Sie sagen das, als ob Sie an einem Totenbett stünden. Nun ja, es ist ja auch ein Abschiedsfest.“

„Ein Abschiedsfest . . .!“ seufzte Drouot noch beklommener.

Da besah sich die Prinzessin ihren General genauer und las das gramvolle Aber auf seinem unwölkten Gesiecht. Und da verstand sie sein Seufzen und Beklommensein. „Sie sind ein Wissender?“ fragte sie.

Da tat es in dem General Drouot einen Ruck, als werde ihm sein Herz an einem Angelhaken aus der Brust gerissen. „Was . . . der Kaiser hat Ihnen gesagt . . .?“ stammelte er. Und gleich darauf fiel ihm die Geschichte des Leutnants von Kiennast ein, dem die Prinzessin sein Geheimnis abgelistet hatte, und da nahm er sich zusammen, um nicht ebenso gimpelhaft auf Paulettes Leim zu gehen. „Ich verstehe nicht,“ sagte er mit zusammengekniffenen Augen.

Es war eine miserable Schauspielerin, zum Gott erbarmen!

Und Paulette lachte sie in Grund und Boden. „Tun Sie doch nicht so . . . ich weiß doch davon. Mein Bruder hat es mir selbst gesagt. Er weiß ja, daß ich ihm hinter seine Geheimnisse komme, wenn es mir darum zu tun ist. Er findet, es ist besser, mich nicht erst neugierig zu machen.“

„Aeh . . . darum, darum also . . .“ murmelte der General in sich hinein.

„Was denn?“

„Darum war der Kaiser so wütend . . . Er hat erfahren, daß Sie Campbell für heute mit eingeladen haben. Nun — es ist doch alles so eingerichtet, daß Campbell heute in Livorno ist. Was wäre geschehen, wenn Campbell Ihre Einladung angenommen hätte?“

„Ich habe aber doch gewußt, daß er heute bei seiner Geliebten sein wird und daß er meine Einladung nicht annehmen kann. Mein Gott, was seid Ihr Männer doch für schwerfälliges Fuhrwerk. Muß man denn alles gar so furchtbar ernsthaft nehmen. Das war ja eben mein Vergnügen an der Sache, daß eine große Verwirrung daraus hätte entstehen können. Oh . . . ihr versteht es nicht, mit dem Feuer zu spielen. Nun mein Bruder war sehr zornig darüber . . .?“

„Ja . . . der Kaiser ist ganz blaß gewesen, hat die Fäuste geballt und immer nur gesagt: „dieses Frauenzimmer . . . dieses Frauenzimmer!“ Ich habe in aller Ergebenheit zu entgegnen gewagt, daß Sie doch gar nichts wüßten und daher in aller Unschuld eine Ungeschicklichkeit begangen hätten . . .“

Paulette hielt sich die Seiten vor Lachen: „Oh . . . Sie guter Mensch . . . und Er?“

„Er hat mich wütend angesehen und gesehrien: „Schweigen Sie!“ Ich war ja ahnungslos, daß er Sie eingeweiht hatte.“

Die Prinzessin legte dem General ihre schmale Hand auf die Schulter. In ihrem schönen Gesiecht stand ein leuchtender Siegerstolz: „Sehen Sie . . . ich habe meinem Bruder nur zeigen wollen, daß er ohne meinen guten Willen gar nicht von hier fort

könnte. Aber nun kommen Sie, Drouot, die anderen erwarten uns bei der Barke . . .“

Es war schade, daß Sir Neil Campbell dieser Szene nicht hätte beiwohnen können. Er hätte vielleicht auch gefunden, daß auch das neue Zeitalter Frankreichs doch ein Stückchen vom Geiste des alten gerettet hatte.

Bei der geschmückten Barke warteten die Gäste der Prinzessin. Ein kleines Gewölk von Damenkleidern, Uniformen und Staatsröcken. Die schwarze Soutane Seiner Hochwürden des Herrn Pfarrers bildete den Kontrapunkt für die helleren Töne. Um ihn standen die Kerntuppen der Vertrauten. Der Maire war da, der Hauptmann der Nationalgarde Capi, der Schlächter Tortini mit ihren Gattinen. Madame Bertrand kam der Prinzessin entgegen, in ihrer tugendhaften Unbefangenheit, als wüßte sie gar nicht, daß das trotziges Gesicht dieses Festes ihr zugewandt war.

Lamaurette hielt sich ein wenig abseits und starrte sorgenvoll auf das Meer hinaus, dessen lange Wellen draußen vor dem Hafen mit weißen Kämmen schäumten. Auch er war glücklich, sich wieder Paulette nähern zu dürfen, aber auch seinem Glück war ein zaghaftes Aber zugesellt.

Die Fürstin schwebte im Mittelpunkt ihrer Gäste, als beabsichtige sie nicht auf der See, sondern auf einer Wolke von Spitzen und Stickereien in den Himmel zu fahren.

„Einsteigen, meine Damen und Herren,“ rief sie fröhlich, „und wenn ich bitten darf, kein Wort von Abschied und solchen traurigen Dingen. Wenn er mir heute gefällt, so überlege ich mir's und vielleicht bleibe ich hier.“

Die Fischer in der Barke zogen die Mützen und halfen den Gästen an Bord.

„Sehen Sie nur den armen Lamaurette,“ flüsterte Vantini der Prinzessin zu, „wie kummervoll der aussieht. Er hat mir anvertraut, daß ihm das Meer heute zu unruhig ist. Er trägt das Schaukeln nicht.“

Paulette, die eben ihren Platz ganz vorn im Bug einnehmen wollte, wandte sich um und sah den braven Lamaurette mit etwas zugespitztem Gesicht einsteigen.

„Kommen Sie her, Lamaurette,“ rief sie, „hierher zu mir. Ich möchte Sie seekranök sehen.“

Da fühlte sich Lamaurette vom Wirbel des Verhängnisses erfaßt und setzte sich zur Linken der Prinzessin auf die Bank, während Madame Bertrand zu ihrer Rechten Platz nahm.

Die Barke fuhr zwischen dem „Inconstant“ und der Fregatte „Zéphir“ hindurch. An den Planken der kaiserlichen Brigg hingen noch ein paar Anstreicher auf ihren Sitzbrettern. Die Fregatte schien sich zur Abfahrt zu rüsten. Einige Offiziere lehnten an der Bordwand des Achterdecks und sahen auf die Barke hinab.

Die Prinzessin winkte ihnen mit dem Taschentuch zu, und von ihrer fröhlichen Laune angesteckt, wirbelte alles Taschentücher, Hüte und Hände um den Kopf.

Die Offiziere erwiderten die Grüße.

„Wohin?“ rief die Prinzessin hinauf.

„Nach Marseille,“ schrie der jüngste der Offiziere zurück.

Der heilige Name machte alles stumm. Und Thomas von Kiennast, der, durch die ganze Länge der Barke getrennt, der Prinzessin gegenüber saß, empfand es als tiefe Scham, erst von Fremden die Heiligung seiner Heimatsgefühle lernen zu müssen. Oesterreich — das klang ihm noch immer nicht, aber Deutschland hatte für ihn eine strahlende Herrlichkeit.
„Grüßen Sie mir Frankreich!“

keit gewonnen. Denn es war das Gemeinsame, das den tiefsten Teil seines Wesens und den Carlottas umfaßte. Hier fand er sich mit dem wissenschaftlichen Klub „Athene“ in Prag und mit dem weiland Gubernialrat von Kiennast und mit Herrn Immanuel Kant und mit dem Stück deutscher Absonderlichkeit, das sich in dem alten Miramonte offenbarte. Madame Kiennast, geborene Rochefort, stand mit den Herren Voltaire, Diderot und Rousseau etwas abseits in einem kühleren Licht.

Man merkte, daß Thomas von Kiennast eine Krise hinter sich hatte.

Nach seiner verunglückten politischen Sendung hatte er eine Zeitlang mit der Verzweiflung gerungen. Schoultz hatte sich noch redliche Mühe gegeben, ihn wieder zurechtzurücken. Aber in Kiennasts Gemüt saß der Wurm und ließ sich durch keinerlei redlichen Wurmsegen vertreiben. Der Kaiser hatte ihm sein Vertrauen geschenkt und war so schmächtig getäuscht worden. Die Gnade Napoleons war verschert und der Marschallstab war wieder klaffertief unter die Oberfläche der Ereignisse versunken wie der Schatz, bei dessen Hebung der Schatzgräber einen Fehler begangen hat.

Endlich tauchte in den seelischen Finsternissen ein huldvolles kluges Gesicht auf, in dem die Züge der argen Sünderin Pauline zur Mütterlichkeit verklärt waren. Auf diesem Gesicht war sehr viel tröstendes Licht gesammelt.

Thomas lief also zu Madame Mère, um ihr sein Leid zu klagen.

„Ja, ich weiß,“ sagte Lätizia, „Pauline hat Ihnen einen Streich gespielt.“ Sie war sehr zerstreut und hatte den Kopf voll wichtigerer Sachen als Thomas von Kiennasts Angelegenheit.

Thomas stand da wie eine Statue der Betrübniß, und seine schweren Bekümmernisse krochen ihm wie haarige Raupen über die Seele. „Ich fürchte, daß der Kaiser mir nichts mehr anvertrauen wird,“ trauerte er.

„Hm . . . ja!“ meinte Madame Mère. Sie ging im Geiste die Posten der Abrechnung durch, die ihr von ihrem Bankier Moses Meyer, dem Finanzmann von Porto Ferrajo, heute vorgelegt worden war.

„Oh — kaiserliche Hoheit, ich bin trostlos . . . wie soll ich das verwinden? Ich werde mir ewig den Vorwurf machen, daß ich meine Pflicht nicht erfüllt habe.“

Madame Mère aber hatte in der Abrechnung einen Posten entdeckt, der nicht stimmte. Sie betrachtete ihn von allen Seiten, strich ihn glatt, steckte ihn wieder an seinen Platz und verglich ihn mit seinen Nachbarn. Und während dieser wichtigen Handlung redete dieser Mensch unablässig von seiner Pflicht, als ob das die Achse der gesamten Weltgeschichte wäre. Das war so eine richtige deutsche Eigenschaft, nicht zu merken, wenn man lästig fiel. Es handelte sich darum, sogleich die ganzen Ersparnisse flüssig zu machen, und Herr Thomas von Kiennast ließ nicht ab, seine Selbstvorwürfe auszubreiten.

Da wurde Madame Mère ein wenig ungeduldig. „Mein Gott, Herr Leutnant,“ sagte sie in etwas ungeöltem Ton, „habe ich Sie denn nicht gewarnt? Habe ich Ihnen nicht gesagt, Sie sollten sich mit Pauline nicht einlassen? Nun — da haben Sie es davon. Die Prinzessin ist nichts für so harmlose Menschen wie Sie. Sie dürfen mir keinen Vorwurf machen. Sie haben das entzückendste Mädchen um sich . . . ich meine die kleine Notarstochter, die damals bei meinem Ball gewesen ist . . . nun, warum haben Sie Ihr Herz nicht an die Kleine gehängt, die paßt zu Ihnen. Uebrigens will ich bei meinem Sohn ein gutes Wort für Sie einlegen.“

Rosa Mellini, die Sitzschönheit mit den Dackelbeinen, hatte auch heute wieder vergebens einem bewundernden Blick entgegenblüht. Nun hörte sie schadenfroh die Ungeduld in Madame Mères Worten und sah mit Vergnügen Thomas' empfindsames Gemüt mit Dornen gequält.

Ja — bei Madame Mère war heute für ihn kein Trost zu holen. Aber sie hatte ihm wenigstens den rechten Weg gewiesen. Er führte ihn zu Carlotta, und ihrer gütigen verstehenden Milde gelang es, die Verzweiflung sachte aus seinem Innern zu verdrängen. Und als auch diese Unterredung mit einem Kuß endete, da lief sie nicht mehr davon, wie jenes erstemal, sondern sie erwiderte ihm mit einer süßen Inbrunst, daß der Herrgott, der doch bekanntlich ein Deutscher ist, an dieser innigen Vereinigung zweier Seelen seine herzlichste Freude hatte.

Carlotta war es auch gewesen, die Thomas bewogen hatte, die Einladung der Prinzessin anzunehmen. Sie war nun seiner so sicher, daß sie ihn dem Einfluß Paulettes auszusetzen wagte: „Du mußt hingehen,“ sagte sie, „Du darfst nicht fehlen. Sie soll nicht glauben, daß sie Dir gefährlich werden kann. Sie soll sehen, daß sie ihre Macht über Dich verloren hat. Es ist eine kleine Genugtuung, die Du mir schuldig bist.“

Und so saß nun Thomas, durch die ganze Länge der Barke und durch den unübersteiglichen Wall einer neuen Liebe getrennt, Pauline gegenüber.

Als man aus dem Hafen hinauskam, nahmen die Wellen das bekränzte Boot auf ihre langen, opalfarbenen Rücken und trugen es dem schimmernden Portal des Horizontes zu. Die Fischer hätten noch ein Segel gesetzt, und die übermütige Brise drückte nun die Barke tief und schief in das Wasser, daß der weiße Schaum vor dem kraftvollen Kiel auf-flog!

In diesem ungebundenen Dahinschweben lag ein köstliches Freiheitsgefühl für Thomas. Er sah alle menschlichen Eitelkeiten und Schwächen, die in der Barke versammelt waren, in einer milden Heiterkeit. Alles Peinliche war in ein Lächeln gewandelt.

Aber auch über Pauline war eine stille Versonnenheit gekommen. Sie sprach nichts, hatte sich halb abgewandt und sah auf das Meer hinaus, so daß ihr wunderschönes Kameenprofil bald den grünen Hang einer Woge, bald das lichte, weißgedäderte Blau des windgefeigten Himmels zum Hintergrund hatte.

Vantini betrachtete sie mit dem kritischen Blick des gewitzten Liebhabers. Welchen Erinnerungen hing ihre Seele nach? Wieweit war sie von dieser Gegenwärtigkeit entfernt, in eine noch holdere Vergangenheit hinein? Wem ergab sich in diesem Augenblick ihre Phantasie?

Plötzlich erhob sich die Prinzessin von ihrem Platz, und indem sie über die Köpfe ihrer Gäste hinweg auf die bewegte Unendlichkeit des Meeres sah, begann sie mit einer ein wenig zitternden Stimme halblaut:

„Lecommi il mio pensier in parte overa
Quella ch'io cerco e non ri-trovo in terra
Ivi, fra lor ch'ul terzo cherchio serra
La rividi più bella e meno altera.“

Man sah sich erstaunt an. Was war Pauline eingefallen? Aller Uebermut war von ihr fortgeglitten, sie stand in ihrem Gewölk von Spitzen und Stieckereien da, wie eine Muse, wie der Geist der Poesie, ganz einem plötzlichen Drang hingegeben, sich in dem Wohlklang dieser Verse von aller Frivolität zu befreien.

„Es ist eine Strophe Petrarcas,“ flüsterte Vantini.

Thomas von Kiennast aber vergab Pauline alles, was sie ihm angetan hatte. Ihr Wesen war so fürst-

lich erhöht, daß er sie voll Ehrfurcht betrachtete. Und die deutsche Treue in ihm hob dieses Bild in die Schatzkammer seiner köstlichsten Erinnerungen.

Die Prinzessin aber fuhr, gesteigert und von sich selbst hingerissen, fort:

„Che fai? Che pensi? Che pur dietro guardi
Nel tempo que tornar non pote omai
Anima sconsolata?“

Noch klangen die letzten Worte voll und tief über dem Rauschen der Wellen, da geschah etwas Schreckliches.

Der brave Lamaurette hatte bis jetzt den Anblick eines crzenen Löwen mit Bauchgrimmen geboten. Er hatte den ganzen Mut des napeleonischen Zeitalters aufgewendet und war siegreich geblieben. Aber er konnte nicht verhindern, daß die äußeren Anzeichen seines heldenhaften Ringens an ihm sichtbar wurden, daß sich seine Stirn mit Schweiß bedeckte, daß sein Gesicht von fliegenden Blässen und Rötten abwechselnd überhaucht wurde und daß seine Haare von Entsetzen gesträubt wegstanden. Die Blicke, mit denen ihn die Kenner betrachteten, wurden immer bedenklicher.

Und jetzt, gerade jetzt, während Pauline die trostlose Seele anrief, war das Gefäß voll und floß über. Es war wie ein niederträchtiger Witz des Zufalls, der auf den Aufschwung Paulettes eine recht boshafte Antwort geben wollte.

Immerhin übergab Lamaurette seinen Degen wie ein Held. Er neigte den Kopf seitwärts, dem Meere zu und sein Schicksal erfüllte sich, nicht wie ein Krampf, sondern wie eine erhabene Notwendigkeit.

Für einen Augenblick war der Kreislauf des Blutes in den Gästen der Prinzessin unterbrochen. Nur die Fischer grinsten vergnüglich.

Pauline stand auf ihrer Bank und sah auf den gebrochenen Helden herab, der zu ihren Füßen in das Meer hincinschluchzte. Zuerst war sie ganz allerliebste verduzt, wie ein Kätzlein, dem etwas Unerwartetes widerfährt. Dann aber warf sie die unsichtbare Leier fort, sprang von der Bank herab und neigte sich über Lamaurette, um ihm die Stirn zu halten.

„Ach, mein Gott,“ rief sie, „Sie armer Mensch. Sehen Sie, ich habe es Ihnen ja gesagt. Sie würden seckkrank werden.“ Und dabei blinzelte sie ihren Gästen so überaus lustig zu, daß sogleich ein Lachen um Lamaurrettes Mißgeschick tanzte.

Die Prinzessin aber meinte, als Lamaurette nach einer Weile erschöpft und blaß den Kopf wieder in die Barke wenden konnte, es sei genug und man könnte zurückkehren.

Als man sich dem Hafendamm näherte, beschattete Pauline die Augen mit der Hand. „Ist das nicht Corunel?“ fragte sie.

Alles beschattete die Augen mit der Hand. Wahrhaftig, das war Corunel, der da auf dem Damm stand und schon von weitem Grüße nach der Barke hinüber signalisierte.

„Ich denke, Sie sind auf dem Wege zu Marie Luise?“ fragte Pauline, als er ihr aus dem Schiff half.

„Ich war schon in Turin. Aber der Kaiser hat mich zurückberufen. Ich weiß nicht, warum der Kaiser seinen Entschluß geändert hat.“

Paulette aber wußte es.

„Ich bin nachts mit einem Fischer von Piombino herübergekommen. Jetzt habe ich einen Besuch bei Ihnen abstatten wollen, Fürstin! Ich habe gehört, daß Sie ein Fest feiern, und habe angenommen, daß ich eingeladen wäre, wenn ich mich hier befunden hätte.“

Die Prinzessin schlug ihn kräftig auf die Schulter. „So ist es recht. Ich liebe die Menschen, die keine

Umstände machen. Aber Sie werden es betrauern, daß Sie zurückkommen mußten, Sie waren auf dem halben Weg nach Paris.“

Corunel tauchte einen stahlblauen Blick in die Augen Paulines: „Sie sind hier, Prinzessin; ich bedaure nichts.“

„Aber ich feire mein Abschiedsfest.“

„Das glaube ich Ihnen nicht,“ antwortete Corunel keck.

„Nun . . . Sie werden ja sehen, daß es ein Abschied ist.“

Um ihrem Fest die nötige öffentliche Bedeutsamkeit zu geben, war die Fürstin auf den Gedanken verfallen, das Festmahl auf dem Marktplatz von Porto Ferrajo stattfinden zu lassen. Hier war ein Zelt aufgeschlagen worden, dessen Seitenwände aufgerollt waren, so daß die Populace von allen Seiten ehrfürchtig hineinstauen konnte.

Paulines Gäste fühlten sich bei dieser Schaustellung ein wenig unbehaglich, nur sie selbst bewegte sich und sprach so ungezwungen, als sei sie von vier soliden, gemauerten Wänden umschlossen.

Jetzt war Corunel durch den Platz an Paulettes linker Seite ausgezeichnet, und Lamaurette saß am unteren Ende der Tafel und kam sich sehr erledigt vor. Von allen Gästen aber fühlte sich heute Frau Cornelia Tromboni in verhältnismäßig bester Sicherheit. Denn sie saß neben ihrem Gatten, und wenn sie mit ihrem Ellenbogen etwas weiter ausholte, so fühlte sie den Arm des Maires, und das war wie eine Ladung mit neuen Kräften.

Nach dem Mahl begab man sich in zwanglosen Gruppen nach dem Municipalitätsgebäude hinüber und belebte Paulines kühlen Salon.

Das Programm hatte hier ein kleines Spielchen vorgesehen, aber Paulette vergaß, ihre Gäste dazu aufzufordern. Sie saß nachdenklich in ihrem Stuhl, hielt den Kopf auf die leicht gebogene Hand gestützt und hörte dem Geschwätz der Elbanerinnen zu, die, durch die Schweigsamkeit der Prinzessin ermutigt, Ton und Rhythmus des Gespräches nach ihrer Art zu entwickeln wagten.

Plötzlich sagte sie: „Wir haben heute noch kein Wort davon gesprochen, wie es sein wird, wenn ich Sie nun doch verlasse. Ich weiß nicht einmal, ob Sie mich vermissen werden.“

Da zogen sich zugleich erste Falten in die Gesichter aller Anwesenden. Und das Bedauern sprach sich in einem trüb verhängten Schweigen aus.

Pauline wartete ein wenig und prüfte es auf seine Stärke. „Ich möchte Ihnen gerne ein Andenken an mich zurücklassen. Sprechen Sie . . . sagen Sie mir, was Sie wünschen . . . Sie sollen haben, was Sie wollen . . ., wenn ich es Ihnen geben kann.“

Da begannen nun alle diese verschiedenen Hirne krampfhaft zu arbeiten, um etwas zu ersinnen, was die zärtlichen Gefühle für die Fürstin ins hellste Licht setzen könnte.

Die stattliche Frau Capi machte den Anfang. Es fuhr ihr heraus, daß sie gerne ein Paar jener türkischen Pantoffeln hätte, zierliche Dinger mit Perlenstickerei, die Paulette manchmal im Hause zu tragen pflegte. Der Ehrgeiz der Gattin des Nationalgardenhauptmannes ging dahin, ihren Gästen später sagen zu können: „Und diese Pantoffeln, sehen Sie, sind das Abschiedsgeschenk der Fürstin Borghese.“

Pauline warf einen Blick auf die breiten Piedestale der Bäckermeisterin, zog ihn dann behutsam auf ihre schmalen Füßchen zurück, so daß ihre Gedanken überdeutlich vor aller Augen standen, und sagte: „Sehr gern! Ich bitte, Mademoiselle de Tourbine, notieren Sie alles!“ Dabei blinzelte die Prinzessin Madame Bertrand zu und Madame Bertrand ver-

stand: Dieser Wunsch wird durch seine Erfüllung bestraft.

Und nun entstand ein allgemeines Durcheinanderwünschen.

Madame Tortini erbat sich ein Spitzentaschentuch der Prinzessin.

Frau Cornelia Tromboni wußte nicht, was sie verlangen sollte, und angelte angstvoll nach ihrem Gatten. „Ein Bild,“ flüsterte er hinter ihrem Rücken.

„Ein Bild,“ sagte Frau Cornelia Tromboni wie ein Sprachrohr.

Da wollten auch die meisten anderen lauter Bilder der Prinzessin haben, nur der Pfarrer blieb bei dem kleinen Gebetbuch und Thomas von Kienast bewährte die deutsche Bescheidenheit, indem er nichts wünschte, als ein Blatt mit dem Namenszug der Prinzessin.

„Auch ich möchte ein Bild von Ihnen,“ sagte Vantini, „aber es müßte von einem Rahmen von Edelsteinen umgeben sein. Nur darum, um den Beweis zu liefern, daß die Strahlen Ihrer Augen selbst aus einem leblosen, gemalten Porträt heraus das Funkeln der Diamanten übertreffen.“

Pauline sog den Duft des Opfers wohlgefällig ein und glaubte in diesem Augenblick wirklich, eine solche Huldigung sei schon ein paar Karat Edelsteine wert. „Sie sind originell, Vantini,“ sagte sie, „wir wollen sehen! Notieren Sie alles, Mademoiselle.“

Mit einem leichten Knix, dessen Ironie nur ganz scharfen Augen bemerkbar gewesen wäre, endete Madame Bertrand die Wunschlitanei: „Und ich erbitte mir von Ihrer kaiserlichen Hoheit als huldvolles Andenken ein einziges Ihrer Haare.“

Das war für Pauline eine kleine Ueberraschung, denn die Romantik dieses Wunsches schien sich zu dem praktischen Sinn der Madame Bertrand schlecht zu fügen.

„Was fällt Ihnen da ein?“ rief sie, „wie? Sie wollen sich mit einem meiner Haare begnügen? Das ist nicht Ihr Ernst. Wünschen Sie sich etwas anderes.“

Da ging ein leises Schimmern aus den Augen der wunderschönen und tugendhaften Madame Bertrand, während sich ihr Mund sehr trauervoll enttäuscht gebärdete. „Ach . . . ich habe es ja gewußt,“ sagte sie, „daß ich unbescheiden gewesen bin. Ich habe zu viel verlangt. Nun gut — dann bitte ich um etwas weit weniger Wertvolles — um . . . um . . . meinetwegen um ein Tafelgeschirr aus massivem Silber.“

Nur Mademoiselle de Tourbine war klug genug, um die ganze überlegene Bosheit voll zu würdigen, mit der sich Madame Bertrand hier über die Prinzessin und ihr ganzes Abschiedsfest lustig machte. Und es war das erstmal, daß die häßliche Vorleserin für eine schöne Frau etwas wie Zuneigung empfand.

Die Prinzessin ärgerte sich, aber sie wußte nicht recht, worüber. Mit dem unsicheren Gefühl, als habe man an ihrem Thron zu rütteln gewagt, sagte sie: „Ihre Wünsche werden erfüllt werden, wenn ich in Paris bin, meine Damen und Herren. Sie haben ja alles notiert, Mademoiselle de Tourbine?“

Während sie bei diesen Worten ihre Gesellschaft mit den Blicken überflog, fiel ihr ein, daß Corunel noch nichts gesagt hatte. Er stand etwas abseits, in einer Fensternische, und überströmte die Prinzessin mit der ganzen Begehrlichkeit seiner Jugend. Nach einer Weile näherte sich ihm Pauline und fragte halblaut: „Nun . . . und Sie, mein Freund . . . haben Sie keine Abschiedsbitte?“

Da aber antworteten ihr Corunels Augen und spra-

chen seinen Wunsch mit so eindringlicher Deutlichkeit aus, daß Paulette sehr süß erschrak.

Die einmal heraufbeschworene Abschiedsstimmung wuchs sich seltsam aus und war im Begriff, zu einer etwas langweiligen Melancholie zu werden, als sich Vantini des Steuers im Schiffelein der Unterhaltung bemächtigte und es in etwas lebendigeres Fahrwasser brauchte. Pauline aber war wieder so gedankenvoll geworden wie am Morgen, und keine Gesprächskünste des päpstlichen Kammerherrn vermochten etwas über ihre blasse Majestät.

So zerfiel die Gesellschaft zuletzt doeh in kleine Gruppen, die sich in den Zimmern der Prinzessin zerstreuten. Man war froh, als mit der einbrechenden Nacht die Einladung kam, sich auf den Balkon der Hinterseite zu begeben, um das Feuerwerk zu betrachten.

Wenn das Feuerwerk der Madame Bertrand ein Knistern gewesen war, so war das der Fürstin ein Donnern. Jenes verhielt sich zu diesem wie das Sprühen eines Spanes zu dem Brand Roms. Dutzende von feurigen Schlangen stiegen zugleich von den Abhängen des Monte Caponne empor und tanzten wie nach dem Gebot eines gewaltigen Beschwörers in der Nacht. Die Leuchtkugeln waren so groß wie kleine Weltkörper und zerplatzten mit einem fürchterlichen Krachen wie gesprengte Pulvertürme. Schnaubende Feuerdrachen schossen von allen Seiten heran, daß es schien, als wollten sie die Dunkelheit selbst entzünden und Löcher in den Himmel fressen. Und zuletzt brannte oben auf dem Berg eine ganze Feuerfront mit Paulines Namen, so groß, als sollte er über Elba hinweg bis in das Innerste Afrikas leuchten.

Während dieser Augenweide und der kribbelnden Bewunderung, die sich bei solch großgeratenem Gezündel zu unterst in der menschlichen Leiblichkeit einzustellen pflegt, hatten sich drei Zuseher still und unauffällig vom Balkon entfernt. Zuerst waren Pauline und Corunel gegangen, dann war ihnen Mademoiselle de Tourbine mit ihrem Vorleserinnenlächeln gefolgt.

Als nun die Nacht wieder breit und dreimal so dunkel als vorher auf den Bergen lag, kehrte man in unbelebtem Gespräch in die erleuchteten Zimmer zurück. Man vermißte die Prinzessin, aber nur Madame Bertrand und Vantini teilten sich in der wortlosen Heiterkeit eines Blickes ihre Ansicht darüber mit, wo Pauline wohl zu finden sein dürfte.

Um Thomas kümmerte sich niemand. Das war ihm sehr recht, denn er hatte es mit sehr hohen und reinen und zufriedenen Gedanken zu tun und wandte sich in ein Nebenzimmer, um diese Gedanken ganz aus sich heraustreten zu lassen, weil sie ihm so ungemain wohl gefielen.

Als er aber eben im Begriff war, sich ganz dieser beglückenden Heerschau zu widmen, hörte er einen seltsamen Ton hinter sich, wie von einer zerquetschten Seele. Und richtig, da saß der brave Hauptmann Lamaurette in einem Stuhl und weinte.

Er weinte so schmerzvoll wie ein sehr empfindsamer Jüngling, der das Mißgeschick gehabt hat, während des poetischen Aufschwungs seiner Geliebten seekrank zu werden und der davon noch immer einen Schwächezustand in seinen Untergründen zurückbehalten hat.

Thomas trat überlegen tröstend neben ihn.

„Ach, laß mich,“ seufzte Lamaurette, „was weißt Du denn? Es ist sehr schlimm für mich, daß ich noch am Leben bin. Was habe ich davon? Es ist die Hölle. Zu Hause — mein Gott, Du ahnst ja nicht, wie es bei mir aussieht. Der Rückzug aus Rußland ist ein Kinderspiel dagegen. Meine Frau hat die Furie von zwanzigtausend Kosaken im Leibe. Kannst

Du Dir das vorstellen? Nun — Du weißt ja, daß sie sogar beim Kaiser gewesen ist. Du kannst Dir also denken, was sie sich gegen mich herausnimmt. Oh Gott! Und ich bin zwischen dieser häuslichen Hölle und meiner großen Leidenschaft hin- und hergerissen wie . . . ach Gott, wie denn nur? Denn daß ich von einer großen Leidenschaft erfüllt bin, das will ich ja gar nicht mehr verbergen. Nun gut — Du sollst es wissen! Ich liebe die Fürstin Borg-hese. Und da muß mir nun heute das geschehen.“

Selbst für den durchaus geradläufigen und -gläubigen Thomas von Kiennast, der so gar keinen Sinn für Ironie hatte, schimmerte die Komik dieser Verzweiflung durch alle Tränen. Lamaurette und Leidenschaft, das klang so zusammen wie lammfromme Himmelstürmerei oder inbrünstige Kamelsgeduld, es wollte sich nicht recht fügen und verschränken. Es war, wie wenn ein schlechter Chemiker Oel und Quecksilber mischen wollte, wobei man sich unter Oel selbstverständlich den sanften Lamaurette zu denken hat, dem das Quecksilber der Leidenschaft immer wesensfremd bleiben muß. Thomas von Kiennast sah in einem Augenblick besonderer Hellsichtigkeit in Lamaurette eine Karikatur seiner selbst, er erblickte sich und seine Art in einem verzerrten Ebenbild. Und da erhob er sich noch höher in dem Bewußtsein, einer großen Gefahr entronnen zu sein.

„Siehst Du,“ sagte er mit würdevoller Tröstermiene, „es liegt an Euch selbst, wenn Ihr Euch in einer unfruchtbaren Leidenschaft verzehrt. Eure Augen sind schuld daran. Ihr seht in der Prinzessin ein eitles, frivoles, leichtsinniges Geschöpf, dem nur daran gelegen ist, alle Männer in sich verliebt zu machen. Aber das ist nicht ihr eigentliches Wesen. Sie ist eine Frau, die Geschmack hat und Vergnügen daran findet, der Mode zu folgen. Nun — die Mode verlangt diesen leichten Ton von ihr. Darum spricht sie so und gibt sich so. Aber im Grunde ist sie ganz anders. Wie sie sich heute gegeben hat, so ist sie eigentlich, die wahre Prinzessin Pauline.“

Und nach einem Gedankenstrich, den man ordentlich balkendick in der Luft liegen sah, fügte er ein: „Genau so wie der Kaiser, der doch das Urbild der Majestät ist, trotz manchem, was dagegen zu sprechen scheint.“ Ein zweiter Gedankenstrich sperrte den kühnen Einwurf ab.

Nun . . . siehst Du, Lamaurette, die wahre Pauline haben wir heute erblickt. Die Fürstin, die edle Frau, deren Blick aufwärts gerichtet ist. Du hast sie freilich nicht so genau beobachten können und bewundern, wie ich, denn Dir war sehr schlecht. Aber dann — auch später, wie sie uns Andenken verteilt hat, wie groß und wahrhaft fürstlich war sie da! Der sinnende Ernst, der auf ihrer Stirn geschrieben war, bedeutet, daß sie zu sich selbst zurückgekehrt ist und sich der angenommenen Leichtfertigkeit schämt. Ja — mein Lieber, wer so in das Geheimnis dieser Persönlichkeit eingedrungen ist, dem wird es ein Stolz und eine Freude sein, eine solche edle Frau geliebt zu haben, und der wird nicht bedauern, daß sein Herz dadurch in einige gefährliche Wirrnis geraten ist, und wird gern und mit dem Gefühl der Ehrfurcht verzichten.“

Man wird gemerkt haben, daß diese Rede bloß die Wortwendung jener sehr hohen und reinen und zufriedenen Gedanken war, über die Thomas vorhin überdies hatte eine Heerschau abhalten wollen. Und daß besonders der Schluß dieser Ansprache mehr an Thomas von Kiennast als an den zerquetschten Hauptmann Lamaurette gerichtet war.

Als der Hauptmann sich durch diese Betrachtungen aber keineswegs getröstet zeigte, glaubte Thomas nichts besseres tun zu können, als ihn sich

ganz bis zum letzten Tropfen ausweinen zu lassen und zu gehen. Er ging heiteren Gemütes, in einer gehobenen Stimmung, wie ein Volk, das nach langen Wirren endlich eine ruheverheißende Verfassung erhalten hat, und leicht träumerisch durch die von der Gesellschaft unbenutzten Zimmer der Prinzessin. Es trieb ihn, den Gefestigten und Geklärten, ohne bestimmte Absicht nach dem Boudoir Paulines; vielleicht wollte er lächelnd und aus seiner neuen Sphäre heraus die Stelle betrachten, wo er, an Leib und Seele schwitzend unter der Zwangsarbeit der Unterhaltung seiner verwöhnten Herrin gekeucht hatte.

Im Vorzimmer saß Modemoiselle de Tourbine in einem rotsantenen Lehnstuhl und klöppelte an ihren spitzigen Gedanken. Ihr Scharfsinn sagte ihr, wenn sie mit ihrer Rache noch zurechtkommen wollte. Es standen überall Zeichen in der Luft — nun gut, sie wollte die Gelegenheit wahrnehmen . . .

Thomas erschrak ein wenig, als er die Vorleserin da sitzen sah.

„Ich wollte nur einmal . . .“ sagte er, . . . „ich wollte . . .“ Das Lügen war doch eine abscheulich schwicrige Sache! . . . „ich glaube, die Prinzessin hat ihren Fächer . . . ich soll ihn holen.“

Da aber fuhr es in die verrunzelte, von Demütigungen und von Neid zerfurchte Weibheit der Vorleserin, daß nun auch ihre Stunde gekommen sei. Auf dem Hintergrund der schmachvollen Knechtungen erschien die Hand des Schicksals, die mit ausgestrecktem Finger nach dem Boudoir Paulines wies.

„Gehen Sie nur hinein,“ sagte sie sanft und freundlich, „Sie werden den Fächer schon finden . . . verzeihen Sie, daß ich nicht selbst . . . aber ich bin nicht ganz wohl.“

Und Thomas freute sich darüber, daß sie ihn allein eintreten ließ, und öffnete die Türe, die ihm Mademoiselle de Tourbines Wächterschaft hatte verschließen sollen. —

Und tat noch einen Schritt ins Zimmer hinein.

Da sah er die Prinzessin, von Corunel zärtlich umschlungen, auf dem Sofa dahindämmern. Es war ein Augenblick. Corunel hatte die Geistesgegenwart, zu verschwinden wie ein Phantom vor den Blicken eines Uneingeweihten. Und die Prinzessin stand im nächsten Moment dem Eindringling gegenüber, sprühend wie eins der Feuerräder, die auf die Abhänge des Mont Caponne ihren Namen eingebraunt hatten.

„Was wollen Sie hier, mein Herr?“, schrie sie, „wie kommen Sie hierher? Wie können Sie sich unterstehen, hier einzutreten.“

Thomas konnte kein Wort sagen. Sie lagen alle in einem tiefen Brunnen, und es war kein Wind da, um sie heraufzuholen. Er dachte nur immer: es ist also wahr, was Hurcau gesagt hat. Sie läßt sich mit unsersgleichen ein! Sie steigt zu einem Corunel herab. Nun ja — warum dann nicht auch zu einem Lamaurette? . . .

Die Prinzessin aber schrie weiter: „Schauen Sie, daß Sie hinauskommen, gehen Sie . . . und kommen Sie mir nie mehr vor die Augen!“

Da säumte Thomas nicht länger und ging, an der Vorleserin vorbei, die mit leuchtenden Augen aufgerichtet in ihrem Stuhl saß, und suchte zwischen seinen zerschlagenen Hochgefühlen einen Ausgang.

Die Prinzessin aber war noch immer nicht beruhigt. Corunels Besänftigungen wirkten wie Oel, aber nicht auf Wasser, sondern auf Feuer. „Er soll seine Strafe haben. Es ist strafbar, so dumm zu sein . . . er soll an mich denken, dieser deutsche Tölpel, der keine Ahnung hat, wie man sich benimmt . . .

wenn er wenigstens getan hätte, als hätte er Sie nicht gesehen, Corunel. Aber er hat Ihnen nachgeschaut, als wollte er Sie mit den Augen aus Ihrem Winkel hervorholen.“

Plötzlich stieß sie einen kleinen Freudenschrei aus, denn sie hatte eine Strafe für Thomas gefunden. Sie ließ den rasch umgeworfenen Spitzenmantel fallen und lief in holdseliger Ungegürtetheit zu ihrem Schreibtisch. —

Eine Viertelstunde später erwischte der Kammerherr Marina den Leutnant von Kiennast, eben als er das Haus der Munizipalität verlassen wollte, beim Rockzipfel und überreichte ihm einen Brief. Der Leutnant wäre schon längst fortgewesen, wenn ihn nicht noch im letzten Augenblick Seine Hochwürden, der Herr Pfarrer, mit einem längeren Referat über Seidenwürmer und neueste Politik festgehalten hätte.

Und wenn der Pfarrer dies nicht getan und der Kammerherr Marina den erwähnten Rockzipfel infolgedessen nicht mehr erwischt hätte, so hätte das elbanische Abenteuer des Thomas von Kiennast vielleicht einen ganz anderen Abschluß bekommen.

So aber trat Thomas noch einmal in den Flur zurück und öffnete den Brief unter dem nächsten Leuchter. Er las: „Ich habe Sie beleidigt, mein Herr, und ich bedauere, so heftig gewesen zu sein. Sie haben mich in einer schwachen Stunde überrascht, und Ihr Herz wird Ihnen verständlich machen, warum ich mich so fortreißen ließ. Nun, ich schätze Sie und Ihre Ritterlichkeit so hoch, daß ich Sie um Verzeihung bitte. Ich bin gewiß, daß Sie mir keinen Groll nachtragen werden, und als Zeichen unserer vollen Versöhnung bitte ich Sie um einen Dienst. Sie verstehen, daß ich Ihnen die Gelegenheit, mir einen Dienst in einer höchst vertraulichen Sache zu erweisen, als Beweis biete, daß ich Ihnen in alter Freundschaft zugetan bin. Bringen Sie den beigeschlossenen Brief sogleich — aber hören Sie: sogleich, ohne einen Augenblick zu zögern, an den Adressaten, den Pater Maurus in der Einsiedelei von Marciana. Machen Sie sich auf den Weg, so wie Sie gehen und stehen, und zürnen Sie nicht länger Ihrer Ihnen sehr gewogenen

Pauline.“

Da urgürtete sich Thomas, dem der Anruf seiner Ritterlichkeit wie ein heller Trompetenstoß erklungen war, mit seinem deutschen Pflichtgefühl und sagte zu dem Kammerherrn Marina: „Sagen Sie der Fürstin, daß ich mich sogleich auf den Weg gemacht habe.“ —

Und wieder eine Viertelstunde später, als die Prinzessin schon wieder unauffällig zur Gesellschaft zurückgekehrt war und während Thomas schon zwischen den Weinbergen dahinschritt, betrat der General Cambronne den Salon der Prinzessin. Sein Gesicht war gelb und eingefallen, und die Magenkrankheit war wie ein Dunstkreis um ihn gebreitet. Aber in seinen Augen war das Feuer der gewonnenen Schlachten.

Und er sagte mit seiner trockenen, wie Bohnenstroh raschelnden Stimme, während er mit den Händen aufgeregte Schwingungen vollführte: „Meine Herren Offiziere, im Namen des Kaisers fordere ich Sie auf, sich sogleich zu Ihren Truppen zu begeben, sie feldmäßig ausgerüstet antreten zu lassen und sich zur Einschiffung bereit zu halten.“

In die tiefe Stille, die diesen Worten folgte, fielen die zehn Glockenschläge vom Turm der Pfarrkirche.

(Schluß folgt.)